

FLUCHTPUNKT »REZEPTION«: Gemeinsamkeiten »szientistischer« und »hermeneutischer« Konzeptionen in Bielefeld und Konstanz

1 Der Kontext der Problematik

1.1 Der Anspruch einer »neuen Literaturwissenschaft«

Die Krise der Literaturwissenschaft in den 1960er Jahren ist oft genug beschrieben worden. Sie erfolgte in Ablehnung der werkimmanenten und historisch-philologischen Ansätze. Nur selten führte man sie zurück auf die tödliche Isolation des literarischen und wissenschaftlichen Lebens in Deutschland (die durch das Ende des 2. Weltkrieges nur teilweise aufgehoben wurde), auf den verlorenen Anschluss deutschsprachiger (Literatur-)Wissenschaft an die Entwicklungen im romanischen, angloamerikanischen und slawischen Raum oder auf die Einseitigkeiten der alten hermeneutisch-philologischen Tradition, die das poetisch-rhetorische Erbe verdrängt hatte (vgl. Klopfer 1977c). Viele deutsche Literaturwissenschaftler suchten in den 1960er Jahren neue Wege. Eine Welle der Bindestrich-Wissenschaften brach herein, doch nur von zwei Seiten wurde der Anspruch eines radikalen Neuansatzes erhoben. Dies geschah einmal durch H. R. Jauß und W. Iser in Konstanz, die das latente Unbehagen in Fragestellungen verwandelten und das diffuse Interesse bündelten. Fast gleichzeitig spaltete sich aus den (semiotisch-)linguistischen Bemühungen (vgl. Klopfer 1977a und Eimermacher/Klopfer 1979) ein analytisch-wissenschaftstheoretischer Zweig ab, dessen Ort Bielefeld und dessen Sprecher S. J. Schmidt wurde.¹

¹ Die Literatur zur »Rezeptionsästhetik« ist seit dem Ende der 1960er Jahre enorm angeschwollen. W. Kroll (1977) führt 437 Titel in seiner Auswahlbibliographie (1967-1977) an. W. Leiner gründete 1975 eine Zeitschrift (*Œuvres et Critiques*) allein zur Rezeptionsforschung französischer Literatur. Darum geht es hier aber nicht. Das Referat erhebt auch keineswegs den Anspruch, den Forschungen von Jauß oder Iser insgesamt gerecht zu werden; im Gegenteil: Es geht nur um einige Prämissen dessen, was man zu einer »Theorie« stilisiert hat. Wie in 1.2 angedeutet, hat Jauß seit der *Literaturgeschichte als Provokation* kaum an den Thesen systematisch weitergearbeitet, sondern nur noch einige Punkte vertieft. Sein Interesse hat sich seither gewandelt, was seiner inzwischen »Geschichte« gewordenen Leistung keinen Abbruch tut, sondern eher zeigt, dass er sich verstärkt umfassenden kulturgeschichtlichen Prozessen zuwendet. Es ist zu hoffen, dass er nicht wieder »post festum« die semiotischen Arbeiten zu Kenntnis nimmt, die manche seiner weitreichenden Einsichten wissenschaftlich besser fundieren könnten. – Die Schwierigkeit bei der Lektüre von Iser ergibt sich aus der Diskrepanz zwischen seiner tiefen Einsicht in den Prozesscharakter literarischer Kommunikation und dem vorschnellen Entwurf einer Gesamttheorie. Einerseits behauptet er immer wieder: Der fiktionale Text bezieht sich »auf keinen Text und Leser vorgängig gemeinsamen kulturellen Code« (Jauß 1976, 112), andererseits weist er allenthalben scharfsinnig nach, wie die Literatur solche Codes nutzt, verändert, entwickelt. – Bei S. J. Schmidt und N.

Angeregt von anderen »kopernikanischen Wenden« (Blumenberg) wird mit Kuhn der »Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft« (vgl. Jauß 1967/1970) angekündigt, eine »neue Wissenschaft von der Literatur« oder eine »neue Geschichte der Literatur« (vgl. Jauß 1975a und b) versprochen »als Provokation« des unzureichenden Bisherigen. »Literaturwissenschaft als Forschungsprogramm« für Jahrzehnte (S. J. Schmidt 1970/71): »Une théorie de la communication littéraire en alternative à ce qu'offraient jusqu'ici les sciences de la littérature« (Schmidt 1978a, 19), wobei »Paradigmawechsel durch Empirisierung« (Groeben 1977, 39) verkündet wird. Die »Grundlegung(en) einer rationalen Literaturwissenschaft« haben meist stark »postulatorischen Charakter« (Schmidt 1975 bzw. 1971b). Die Gemeinsamkeit des großen Anspruches ist nur insofern besonders, als die Forderungen anderer »Neuerer« bei weitem übertroffen wurden. Es wäre nun möglich, Anspruch und Realisierung aufgrund meiner eigenen, vom Prager Strukturalismus und von sowjetischer Kultursemiotik geprägten Position her zu prüfen. Dies soll jedoch nicht geschehen; es würde mich bei weitem überfordern, wäre doch dazu nicht nur eine Lokalisierung beider Richtungen im Streit um die methodologische Trennung von Geistes- und Naturwissenschaften zu leisten, sondern darüber hinaus noch zu fragen, was eigentlich dem Anspruch einer »literarischen Hermeneutik« (im Sinne etwa von Jauß 1977a) oder dem einer »rationalen Literaturwissenschaft« (Schmidt 1975) in der literaturwissenschaftlichen Arbeitsweise entspricht.²

Liest man die vielen Publikationen zur Rezeptionsästhetik (nicht nur von Iser und Jauß, sondern auch von K. Stierle, H. U. Gumbrecht oder R. Warning) und zur »rationalen empirischen Literaturwissenschaft« (d. h. die vielen Aufsätze und Bücher von S. J. Schmidt, die Arbeiten von N. Groeben und die von Autoren, auf die sie sich beziehen wie G. Wienold,

Groeben gibt es weder den Versuch, den literatur- und kulturgeschichtlichen Hintergrund einzuarbeiten, noch Applikationen. Die Auseinandersetzung ist daher einfacher: Viele Thesen finden sich über Jahre verstreut in vielen Variationen. Mit wenigen Ausnahmen (vgl. 2.2) sind die Positionen gar nicht so grundsätzlich anders als die der scheinbaren Gegner. Allein der Fortschrittsglaube unterscheidet sie (vgl. Schmidt 1973, 22f. oder Groeben 1977, 224f.). Dies darzustellen bedeutete aber eine neue Abhandlung.

² In diesem Zusammenhang sind die Arbeiten von Striedter (1976) und Stempel (1978) sowie die Vermittlungen der jüngeren Slavisten (Eimermacher, Grübel, Günther, H. Schmidt, Fieguth, Kroll u. a.) hervorzuheben, die eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Semiotik ermöglichten. – Eine Gemeinsamkeit von »Hermeneutik« und »Szientismus« ist – neben der Fixierung auf »platonisierende« oder marxistische Gegner – der Abbruch der Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus genau zu dem Zeitpunkt, wo die einseitige Kontroverse um den französischen Strukturalismus zum Abschluss gekommen war. So blieb Strukturalismus/Semiotik nicht als »Allheilmittel perfekter Taxonomien, geschlossener Zeichensysteme und formalistischer Beschreibungsmodelle« (Jauß 1977 a, 11 und 16; vgl. auch Jauß 1977 b, 56) ohne historische Dimension. Man vergleiche dazu Striedter (1976, LXVI): »Da für den Prager Strukturalismus die Historizität jeder Konkretisation ästhetischer Objekte grundlegend ist, wird sein Interesse an der Struktur des Kunstwerks auf die außerhalb des Werkes selbst vorgegebenen kollektiv tradierten, historisch variablen Konkretisationsbedingungen gelenkt, im Unterschied zum phänomenologischen Konkretisationskonzept Ingardens, der das Vorhandensein und Mitwirken solcher Faktoren zwar

J. Petöfi, T. von Dijk und J. Ihwe), so fällt nicht nur die parallel verlaufende Wende zur »Rezeption« auf, sondern ebenso das Ende der Auseinandersetzung sowohl mit der »materialistischen« Literaturtheorie wie auch mit der Semiotik. Mehr noch: Im Maße des Anschwellens wechselseitiger Polemik realisiert sich der grundlegende Konsens. Ersteres sei kurz belegt. So haben nach Jauß die neuen, von der hermeneutischen Rezeptionsästhetik angeregten Diskussionen »entscheidend dazu beigetragen, gegen den Objektivismus und logischen Empirismus der sogenannten Einheitswissenschaft wieder die Sprachlichkeit menschlicher Welterfahrung und damit die Kommunikation als Bedingung des Sinnverstehens zur Geltung zu bringen« (Jauß 1975, 327). Demgegenüber wird von szientistischer Seite festgestellt: »Hermeneutische Beschäftigung mit Literatur gibt es seit langem; eine rationale empirische Literaturwissenschaft muss dagegen erst entwickelt werden« (Schmidt 1975, 48); oder deutlich: »[...] wenn überhaupt Literaturwissenschaft, dann empirische Literaturwissenschaft [...]« (Kindt/Schmidt 1979, 7). Man könnte die Reihe polemischer Zitate dieser Auseinandersetzung beliebig weiterführen, mir scheint aber die Darlegung meiner Hauptthese wichtiger, dass beide Richtungen bei dem Versuch, die Literaturwissenschaft aus den Sackgassen herauszuführen, von einer begrenzten Zahl ungeprüfter gemeinsamer Prämissen ausgehen.³

Die Universitäten Konstanz und Bielefeld kamen aus vielen Gründen zu dem Ruf, Hochburgen wissenschaftlicher Erneuerung zu sein. Ich halte diesen Ruf auch unter literaturwissenschaftlichem Aspekt für begründet. Ich benutze jedoch die Städte als Kürzel für Tendenzen oder Richtungen der Literaturwissenschaft, wobei es ebenso gleichgültig ist, ob die zu kritisierenden Forscher (noch) dort oder anderswo arbeiten, oder ob die Bezeichnungen, die sie selbst oder andere für sie finden, mit dem übereinstimmen, was man in der wissenschaftstheoretischen Diskussion damit meint. Literaturwissenschaftliche »Hermeneutik« und »Szientismus« sind nur Namen für mehr oder weniger gefestigte Zusammenschlüsse von Gruppen, die sich manifestieren in gemeinsamen Forschungsprojekten, Publikationen, Tagungen, wechselseitigem und mehr oder weniger ausschließlichem Zitieren, Aufnehmen von Argumentationen und andere Formen der Gruppenbildung. Da es um Gemeinsamkeiten von Denkrichtungen geht, denen viele nacheifern, ist die Beobachtung von Interesse, dass sowohl Jauß und Iser als auch Schmidt manche Positionen geräumt haben, die sie früher vertraten und die nun von ihren Schülern unbeirrt weiterverbreitet werden. Manche als Provokation gedachte Aussagen haben

ausdrücklich einräumt, selbst aber auf die Beziehung zwischen Kunstwerk und wahrnehmendem Subjekt konzentriert bleibt [...]«.

³ Die hier wiederaufgenommene Auseinandersetzung war bereits von H. Link und F. van Ingen mit guten Argumenten begonnen worden. Leider sind diese Arbeiten aus zwei Gründen nicht so einflussreich geworden wie sie es verdienten: a) ließen sie sich zu Plädoyers für die zu

Eigengewicht bekommen. Was im Zentrum der Argumentation bereits als überwunden gilt, wird an der Peripherie noch als Dogma exegetisch behandelt – ein Phänomen, das man bei allen Kulturprozessen beobachten kann.⁴

Viele Gemeinsamkeiten von »Hermeneutik« und »Szientismus« beruhen darauf, dass – überspitzt formuliert – die szientistischen Ansätze den hermeneutischen Konsens wissenschaftstheoretisch anspruchsvoller formulieren, in einigen Punkten konsequenter vertreten und ihn formalisieren oder einfach simplifizieren. Einige Gemeinsamkeiten darüber hinaus sollen nur aufgezählt werden. Erstens die Vorliebe zur »Fundierung und zur Einbettung in andere Wissenschaften« (so Jauß, Gumbrecht, Stierle und Schmidt in ihren Publikationen von 1975), wobei offensichtlich unter allen Sozialwissenschaften die als bereits gegeben bzw. als im Entstehen begriffen betrachtete Kommunikationssoziologie das größte Prestige hat. Zweitens fallen die regelmäßigen Hinweise auf die notwendigen wissenschaftssoziologischen oder tiefen-, sozial- oder sonstwie psychologischen Ergänzungen auf. Gemeinsam ist drittens, dass unter Sprache nur das verstanden wird, was die Linguistik nach der Rezeption amerikanischer Strukturalisten (nicht der europäischen Tradition!) bis zur »pragmatischen Wende« damit verband. Viertens gibt es in den beiden Lagern eine Art Arbeitsteilung, in der die einen die theoretischen Linien in großer Abstraktion verfolgen (Schmidt von Popper/Albert, Hampel/Oppenheim zu Sneed entsprechend den Wandlungen Stegmüllers; Jauß von Gadamer, Adorno und Habermas zurück in die Geschichte der Ästhetik zu Hegel und Kant) und die anderen mehr an der »Phänomenologie des Lesens« (Iser 1977, III) bzw. der »Rezeptions-/Konkretisierungserhebung« (Groeben 1977, III) interessiert sind. Entsprechend dieser Ausrichtung kann man schließlich die Jauß und Schmidt gemeinsame Neigung hervorheben, von einzelnen Beobachtungen an literarischen Phänomenen direkt auf allgemeine Prinzipien der literarischen Kommunikation oder gar Ästhetik zu zielen\schließen.⁵

rekonstruierende Autorintention als letzte Instanz umdeuten, b) fehlt ihnen die (kultur- und literatur-)semiotische Dimension, so dass manche Argumentationen denen ihrer Gegner ähneln.

⁴ Es würde sich von daher lohnen, die Theoreme von J. Lotman und I. Even-Zohar auf den metaliterarischen Kommunikationsprozess anzuwenden. Insbesondere gilt dies für alle die Argumentationen, Sprachgesten und Verteidigungsstrategien, die das »Eigene« gegenüber dem »Fremden« abschirmen. Dass sich die Semiotik – der Prager und Tartuer Provenienz – nicht als Alternative anbietet, macht sie in den Augen mancher Literaturwissenschaftler umso suspekter.

⁵ Auch hier ist zu differenzieren: Während S. J. Schmidt aus der Praxis experimenteller Literatur und unter dem Einfluss der »Ästhetik der Gegenüberstellung« (Lotman) in ihrer frühesten Formulierung durch den Russischen Formalismus argumentiert, hat H. R. Jauß eine profunde Kenntnis nicht nur literatur-, sondern auch ästhetikgeschichtlicher Zusammenhänge als Ausgangspunkt. – Meine Kritik am Vorgehen von Jauß – etwa im Hinblick auf *La douceur du foyer* oder anderer Analysen – betrifft die Tatsache, dass er oft weder den einzelnen Satz oder Ausdruck im System des Textes deutet (im Sinne der Prager Thesen von 1930), noch den Text auf das literarische Teilsystem bezieht, in und aus dem er spricht. Insofern spiegelt die Praxis das auch in der Theorie fehlende Zwischengebiet kultureller Systeme zwischen dem Text und der sozialen Norm (vgl. etwa Jauß 1975 a, 329).

Dies alles ist jedoch sekundär angesichts der Fragen: Wieso kommt man mehr als zehn Jahre, seit zum Aufbruch in die Ära einer rezeptionsorientierten Literaturwissenschaft geblasen wurde, nicht zum eigentlichen Studium der so wichtigen Gesetze der Rezeption? Wieso werden sowohl von Schmidt und Groeben wie etwa auch von Gumbrecht (1975, 411 ff.) immer noch die Voraussetzungen zur Erstellung jenes »neuen Paradigmas der Literaturwissenschaft« erarbeitet, wobei ganz offenbar auf »hermeneutischer« Seite Resignation um sich greift, während der Optimismus der »Szientisten« ungebrochen erscheint, ein Rezeptionsmodell wie ein Computerprogramm zu erstellen (Schmidt/Kindt 1978, 21 ff.)? Ich glaube, man kann die Stagnation erklären: Die falsche, weil einseitige Basis von »Hermeneutik« und »Szientismus« ist *ein* wesentlicher Grund.

1.2 Durch »Ausgrenzung« zur »Besonderheit der Literatur«?

Interessant und vorweg gesondert zu betrachten ist bei der Entwicklung der Rezeptionsästhetik die Stellung von H. R. Jauß. Er hatte mit seinen Publikationen und über die verstärkende Wirkung der Kreise um *Poetik und Hermeneutik* eine große Resonanz. Während aber andere etwa durch die Anregungen der Sprechakttheorie die Voraussetzungen einer »Rezeptionsästhetik« zu erarbeiten suchten (s. u.), zog sich Jauß aus dieser Diskussion und vor allem ihrer Anwendung relativ früh zurück. Seine reiche literaturhistorische Bildung und die Abneigung gegen alles Linguistische bewahrten ihn vor den hier zu kritisierenden Einseitigkeiten (vgl. Jauß. 1977, 175). Gleichzeitig muss aber bemerkt werden, dass Jauß nicht nur diese Irrwege vermieden, sondern überhaupt die Suche eines Weges aufgegeben hat. Soweit »rezeptionsästhetisch« oder »hermeneutisch« bei ihm nicht einfach »richtig« oder »gut« heißt in Abwehrung anderer – marxistischer oder französisch-semiotischer – Einseitigkeiten, erschöpfen sich seine Aussagen in der immer nur global vorgetragenen »hermeneutischen Logik von Frage und Antwort« (nach Collingwood und Gadamer, vgl. 1970, 185 u. ö.). So wichtig es ist, dass Jauß gegenüber der herrschenden Meinung bei »Hermeneutikern« und »Szientisten« die kommunikative Funktion der Literatur hervorhebt: Die literarischen kommunikativen Akte sind umfassend dialogisch zu interpretieren, wobei es die vielfältigsten Relationen gibt: Behauptung und (Nicht-)Zustimmung oder Ergänzung; Frage und Verneinung dieser Frageform; Appell und wie auch immer geartete Reaktion ... vor allem: Sagen als Sagbarmachen und Einstimmen. Literatur also als Zwiesprache, wobei es gegenüber anderen Formen textueller Kommunikation eine zunehmende Verstärkung des Zwangs zur Eigenrede des Lesers im Text gibt. Was als Mangel empfunden wird – nämlich die getrennte Kommunikationssituation –, ist überhaupt Voraussetzung von Literatur: sich einzulassen auf ein Kommunikationsspiel, dessen wichtigste Regel eben im dialogischen Mitspiel liegt. Die

Kodifizierungsmöglichkeiten, von denen unten (3.2.) kurz die Rede sein soll, sind Entwicklungen von Möglichkeiten, den anderen in den raum- und zeitübergreifenden Dialog einzubeziehen. Es ist erfreulich, dass Jauß nicht nur dem Genuss als Erkenntnisweg die Ehre erweist, sondern eines der *Interaktionsmuster* herausarbeitet: die »Identifikation mit dem Helden« (Jauß 1977a, Teil A und B). Damit überschreitet er die Grenzen jener Einengung, die auch die Rezeptionsästhetik mit einer Linie moderner Literarentwicklung vollzogen hatte (Jauß 1977a, 258). Diese Öffnung findet sich aber nur in seiner neuesten Schrift, bei der man in Stil und Argumentationsform so etwas wie die Befreiung von Zwängen spürt. Aber darum geht es in meiner Kritik nicht; die Anregungen sollen an anderer Stelle aufgegriffen werden. Es geht um jene Gemeinsamkeiten von »Hermeneutik« und »Szientismus«, die Jauß – und teilweise auch Iser – unnötigerweise mit vertritt. Dies zeigt sich vor allem in der nach wie vor sehr globalen Einstellung von innerliterarischem ästhetischem Normenkanon (Kode) einer bestimmten literarischen Öffentlichkeit als literarischem Erwartungshorizont gegenüber dem lebensweltlichen oder lebenspraktischen Erwartungshorizont, der nur einmal in Anlehnung an Berger/Luckmanns wissenssoziologischer Theorie der Lebenswelt entworfen wird (vgl. Jauß 1977a, 348 und 1970, 173 ff. sowie 1975a, 338 f.). Mit dieser Gegenüberstellung parallelisiert Jauß aber den alten Gegensatz von poetischer und praktischer Sprache (vgl. Jauß 1970, 173 ff.) bzw. die Dichotomie von pragmatischen und literarischen Texten, die es gleich anzugreifen gilt. Denn auch Jauß subsumiert unter den lebenspraktischen Erwartungshorizont alles Mögliche: »des Lesers konkrete Erwartungen aus dem gesellschaftlich, schichtenspezifisch wie auch biographisch bedingten Horizont seiner Interessen, Wünsche und Erfahrungen« (Jauß 1975a, 338). Damit werden die intermediären Zeichensysteme nivelliert, die Teilhabe an Kultur als einem kollektiven Gedächtnis zugunsten des scheinbar Individuellen zurückgestellt und die semiotische Dimension kommunikativen Verhaltens verschleiert. Trotz einiger Zitate Lotmans und einer zunehmenden Auseinandersetzung mit Mukařovský ist zu beobachten, dass seine immer wieder vehement gegen Strukturalismus und Semiotik vorgebrachte Polemik im Grunde allein den französischen Strang betrifft. So erklärt sich eine eigenartige Diskrepanz in den Publikationen seit den 1970er Jahren: ebenso in den Analysen zur Lyrik des 19. Jahrhunderts (vgl. Jauß 1975b, 401 ff.) wie in den Analysen zum »Vergnügen am komischen Helden« (Jauß 1977, 259-294) gibt es den Sprung von einzelnen, besprochenen Textstellen zu den »Subsinnwelten im kollektiven Denken« (Jauß 1975b, 408 bzw. 1977, 350) oder gar – gleichsam in entgegengesetzter Richtung – zu den Parametern der ästhetischen Erfahrung schlechthin (beispielsweise der »Erinnerung als moderne Gestalt des Aisthesis« (Jauß 1977, 126)). Die auf diese Weise vermittelten Ein- und Durchblicke, die Eröffnung von neuen bzw. lange Zeit verstellten Erkenntnisrichtungen

können sich mit den besten Beiträgen von Geistes- und Kulturgeschichte messen. Sie werden jedoch oft im kühnen, spekulativen Sprung realisiert und setzen die Fähigkeit des Lesers voraus, die angedeuteten Sinnwelten selbst einzusetzen. Eben deshalb versteht man nicht, wieso sich Jauß weigert, den Systemcharakter jener Zeichenwelten und die Notwendigkeit ihrer Erforschung anzuerkennen, die jenseits der eng linguistischen und poetischen Kodes (im Sinne mikrostruktureller Organisation) liegen und Teil der Hierarchie kultureller Kodes sind. Mir scheint, dass der Grund ein allzu enger Kode- und Zeitbegriff ist, der nur das anerkennt, was in einer Eins-zu-eins-Relation von Zeichenkörper und Zeicheninhalt steht und was in der Sprache ausdrücklich formuliert werden kann (vgl. die in 1975 und 1977 identische Passage: 406/348). Was Jauß »stumme Institutionen« nennt, sind ja gerade jene kulturellen Teilsysteme, die zu erfassen sich die Semiotik bemüht. Wenn daher Jauß seine Brücke zwischen »rezeptionsästhetischer Theorie der Literatur« und »wissenssoziologischer Theorie der Lebenswelt« zu schlagen versucht, geht er mit verschiedenen, nie konkretisierten Begriffen auf die beiden zugrunde liegenden Artikulationssysteme der Subsinnwelten ein. Seine Alternative – lexikalischer Kode einer Umgangssprache (= innersprachlich und unwandelbar) vs. Kerne normhafter Vorstellungen (= außersprachlich und historisch wandelbar) – lässt vermuten, dass er manche der Dichotomien, die ich nun angreifen werde, zwar theoretisch akzeptiert, jedoch in seiner praktischen Arbeit zum Nutzen seiner Fragestellungen negiert. Dies gilt m. E. auch für Iser. Insofern haben es die Kritiker schwer, die Problematik in den Griff zu bekommen. Ich möchte daher offenlassen, inwieweit Jauß konform geht mit jenen Positionen, die ich anhand von Iser, Stierle und Gumbrecht sowie von Schmidt und Groeben als einseitig darstellen möchte.⁶

⁶ Auch bei Stierle habe ich gewisse Schwierigkeiten, die Kohärenz seiner Argumentation zu verstehen. In der langen Abhandlung von 1975 wird auf der Gegenüberstellung pragmatischer und fiktionaler Texte eine scheinbar unendliche Verständnismultifunktionalität aufgebaut (»Es ist deshalb in [...] fiktionalen Texten nicht möglich, festzustellen, ob der Autor hat sagen wollen, was er gesagt hat.« (Stierle 1975, 362) »Im Akt der Rezeption können [...] unendlich viel, den Text sprengende Relevanzachsen gebildet werden« (Stierle 1975, 371), dann jedoch wird diese Vielfalt offenbar durch eine zweite Lektüre – die für Stierle unabdingbar erscheint – im Hinblick auf die Textkonstitution doch begrenzt, um schließlich noch im Sinne Gadamers (?) durch die historische »Austrocknung alles Guten« doch zu einem Fixpunkt zu kommen: der »Konzeptualität fiktiver Texte« (Stierle 1975, 381). Auch wenn ich gerne zugebe, dass Stierles Entwurf weit über das hinausgeht, was ich hier kritisiere, scheint mir doch die Wiederkehr der in meinem zweiten Teil dargestellten Prämissen gegeben zu sein (s. u.). Auch bei Gumbrecht gibt es so massive Widersprüche für mein Verständnis, dass ich eine Zusammenfassung seiner »Konsequenzen der Rezeptionsästhetik« nicht wagen kann. Eigenartigerweise gilt sein Hauptinteresse in der Abhandlung von 1975 dem Nachweis, dass man die von Jauß hervorgehobene »gesellschaftsbildende Funktion der Literatur« gerade nicht erweisen beweisen?? kann, ja, dass sich die Rezeptionsästhetik darin bewährt, dass sie dies Ziel aufgibt. Seine Verbindung von »Soziologie und Rezeptionsästhetik« (vgl. Gumbrecht 1973) hindert ihn nicht daran, das »asymmetrische subjektive Verstehen als lange Zeit der Normalfall des Verstehens literarischer Texte« darzustellen (1975, 404 f.). Sein Konzept ähnelt in zunehmendem Maße dem der »Szientisten«, insbesondere seine »Skala von Forschungsaufgaben«. Ein Blick in das Vorwort

In seiner Arbeit über die »Appellstruktur der Texte« versucht Iser (1970/1975) die Besonderheit des literarischen Textes durch Abgrenzung von anderen Textarten zu charakterisieren. Er fragt sich: »Wie läßt sich der Status eines literarischen Textes beschreiben?« (vgl. Iser 1975, 231). Im Unterschied zu den jüngeren »Hermeneutikern« und vor allem den »Szientisten« erhebt er weder in älteren noch in jüngeren Publikationen den Anspruch auf eine systematische Beantwortung dieser Frage. Dass diese Fragestellung aber am Anfang der Überlegungen steht, ist die Grundlage aller Gemeinsamkeit. H. Link (1973, 535 f.) stellt fest, dass am Anfang die These von der Einzigartigkeit, dem besonderen ontologischen Status von Literatur als Kunst, die alte Suche der *differentia specifica*, die Abweichungsthesen der russischen Formalisten und die modernen, wissenschaftstheoretischen Ausgliederungsverfahren Pate stehen. Allenthalben wird die literarische Kommunikation durch Vergleich mit der elementaren *face-to-face-communication* definiert, wobei Iser (insbes. 1976, 262 ff.) und Schmidt (in eigentlich allen Publikationen) von den Sprechakt-Theoretikern ausgehen, die gleichsam der nichtliterarischen Gegenseite die wissenschaftliche Legitimation geben. Dies wird von einem kritischen Hermeneutiker wie Gumbrecht zwar anerkannt, nicht aber kritisiert (Gumbrecht 1977, 531).

Interessanter- und typischerweise wird aus all den Versuchen der Textlinguisten und Pragmatiker, die Sprechsituationstypen und Textstrukturen korrelieren wollen, nur ein winziger Ausschnitt all der Merkmale benutzt, die zur Text- und Kommunikationsdifferenzierung erarbeitet worden sind. Während aber die Textlinguisten und Pragmatiker längst davon abgekommen sind, aus den besonderen Bedingungen schriftlich-textueller Kommunikation *allein* Textsorten zu definieren, scheint in der Literaturwissenschaft dieser Ansatz noch als Stein der Weisen zu gelten. Der Unterschied zwischen Iser und den verschiedenen Nachfolgern besteht darin, dass letztere den Anspruch auf *Ausdifferenzierung* wissenschaftstheoretisch aufblähen, ohne ihn deshalb besser erfüllen zu können. Bei Schmidt und Groeben – schwächer bei Stierle und Gumbrecht – finden sich in zunehmendem Umfang Hinweise darauf, wie man vorgehen soll: Es wird aus einer allgemeinen Handlungstheorie das kommunikative Handeln *ausdifferenziert*, aus diesem wiederum das ästhetisch-kommunikative Handeln, daraus das textuelle und weiterhin das literarische und schließlich das spezifisch moderne literarische Handeln in seinen verschiedenen Gestalten: »Produktionshandlung«,

seiner Publikation von 1978 zeigt allerdings eine Konstanz der von mir herausgearbeiteten Prämissen. Die Schwierigkeiten, die ich angesichts der Publikationen von Stierle und Gumbrecht habe, beruhen wohl darauf, dass sie in Fortführung der Geste des Entwurfes von Jauß 1967 allumfassende Möglichkeiten ihrer Konzeption vorführen, was vielleicht nur für denjenigen den Anschein spekulativer Gedankensprünge erweckt, der nicht den Kontext offenbar intensiver interner Diskussion kennt.

»Vermittlungshandlung« und »Rezeptionshandlung«, um dies mit der neuesten Version von S. J. Schmidt wiederzugeben (1978). Während die »Hermeneutiker« bei Searle und anderen frühen Sprechakttheoretikern stehengeblieben sind, geht der »Szientismus« an die »Front« der Forschung mit Wunderlich, Rehbein oder Grice, was aber die Fragwürdigkeit des Ansatzes nicht mindert.

Die grundsätzliche Problematik eines solchen vergleichenden Vorgehens, bei dem die extrem einfachsten Kommunikationsakte mit den extrem komplexen unmittelbar verglichen werden, sei in vier Argumentationsrichtungen angedeutet: 1. Die Literatur ist nur eine der vielen Formen textueller Kommunikation. Das meiste, was an Unterscheidungsmerkmalen zwischen den einfachen Sprechakten und der Literatur herausgearbeitet wird, beruht auf dem Unterschied von textueller (und raum-zeitlich getrennter) Kommunikation und den einfachen mündlichen Sprechakten. Ich komme darauf zurück. 2. Niemand – vor allem Schmidt selbst nicht – ist wohl heute noch so naiv, im Hinblick auf welchen Bereich auch immer (die soziale/kommunikative/ästhetische/textuelle/literarische etc. Handlung), von »Universalien« im Sinne etwa der Formulierung auszugehen: »Das Ästhetische wird aufgesucht als a-historisch konstante Struktur künstlerischer Texte« (Schmidt 1971 a, 17). Gumbrecht greift in seiner Rezension (Gumbrecht 1976) ähnliche Formulierungen Iusers an, spricht aber dennoch von einer Leserdisposition, die als konstant für den »abendländisch gebildeten Leser der Neuzeit« gelten soll (1976, 533). Auch diese Formulierung ist wohl viel zu allgemein; sie steht noch unter dem Zwang der scheinbaren Alternative: (quasi-)zeitlose Gültigkeit von Kode oder einmalige (subjektive, individuelle etc.) Rezeption. Bei dieser Alternative wird von »Hermeneutikern« und »Szientisten« dann dem Text (und den von ihm realisierten Kode) die Invarianz, dem Leser und seiner Situation die Variabilität zugeordnet (s. u. 2.4) 3. Es ist festzustellen, dass man keiner allgemeinen Theorie der Handlung, der Kommunikation, der Ästhetik, des Textes, der Literatur etc. bedarf, um sinnvoll Literaturwissenschaft betreiben zu können. Im Gegenteil, ich möchte auch hier die Gegenrichtung andeuten, damit die Tendenz meiner Darstellung klar ist: Statt das Bekannte durch eine »Definition« immer fraglicher zu machen, sollte man im Sinne der Überlegungen des späten Wittgenstein die gemeinsamen Bereiche verschiedener textueller Kommunikationsformen untersuchen, sowohl diejenigen, die mehr zum unmittelbaren Gebrauch bestimmt sind, wie auch die, bei denen ein längeres Verweilen beim Vermittlungsprozess vorausgesetzt wird, also der Literatur; man sollte erst das Gemeinsame trivialer und progressiver Literaturformen einer Epoche aufspüren, bevor man nachzuweisen beginnt, was letztere auf ersteren aufbauen; man sollte – um an einem letzten Beispiel die Denkrichtung anzudeuten – zumindest eine Zeitlang mehr auf das »Ästhetische«, »Fiktionale«, »Literarische« in der Kommunikation vor Gericht, im

Verkaufsgespräch, in der Therapie beim Psychologen oder in der politischen Rede achten, denn nur so wird man die Vermittlung zwischen literarischen und außerliterarischen »Reihen« beschreiben können (s. u. 2.1). 4. Die *Ausdifferenzierung* geht eingestandener- oder uneingestandenermaßen immer schon von der Vorstellung einer autonomen Literatur aus, eine Vorstellung, die aber ihre begrenzte Gültigkeit erst seit dem 18. Jahrhundert und nur für eine schmale Schicht erhalten hat und die ja spätestens seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wieder im Zentrum der Kritik aller Avantgardebewegungen steht. Dies mag im Moment genügen. Die »Besonderheit« der Literatur, auf die alle Argumentationen hinauslaufen, bedingt die Suche nach der »Besonderheit« der Rezeption von Literatur. »Was heißt Rezeption bei fiktionalen Texten?« fragt Stierle (1975), und nicht zufällig wird die *Rezeptionsleistung* des literarischen von der des nichtliterarischen grundsätzlich geschieden, wobei vorausgesetzt wird, dass Komplexion des literarischen Textes mit Schwierigkeit bei der Lektüre und Vielverständlichkeit gleichzusetzen ist. Obwohl auch diese Annahme eine Invariable »hermeneutischer« und »szientistischer« Beiträge ist, sei sie nur nebenher diskutiert. Thematisieren möchte ich vier Prämissen, die gleichsam den größten gemeinsamen Nenner bilden, wenn es in ihrer Gewichtung auch Unterschiede gibt. Diese grundlegenden Annahmen über Literatur lauten: 1. Literatur ist nicht-pragmatisch, 2. sie ist fiktional, 3. nur sie wird allein vom Leser in der Konkretion realisiert und 4. sie ist im Hinblick auf ihre Bedeutung unbestimmt/offen/polyvalent.

2 Der größte gemeinsame Nenner: falsche Prämissen

Bei der Bestimmung der Besonderheiten von Literatur ist der negative Fixpunkt der Überlegung immer der *pragmatische Text*, d. h. die mündliche kleinste Kommunikationseinheit (etwa ein Befehl oder eine beschreibende Bezeichnung). Als positiver Fixpunkt fungiert moderne Literatur, wobei allerdings das jeweils damit Gemeinte etwas ganz Verschiedenes sein kann: bei Jauß und Groeben ist es vor allem die Lyrik seit Baudelaire, bei Iser ist es Joyce, bei Schmidt stehen Formen experimenteller Lyrik Pate. Dennoch gibt es auch hier gemeinsame Nenner, die ihrerseits wieder aus dem Kontrast mit klassischer bzw. vorautonomer Literatur gewonnen werden.

2.1 »Entpragmatisierung« und »Modernität«

Das Wort »Pragmatik« (bzw. »pragmatisch«) verdeckt die verschiedensten Problembereiche. Eine grobe Skizze im Hinblick auf Hermeneutik und Szientismus ist unumgänglich. Zunächst wird dort von *pragmatischen* Texten gegenüber *literarischen* dann gesprochen, wenn eine unmittelbare Zweck- und Situationsgebundenheit gegenüber der Autarkie von Kunst hervorgehoben werden soll. Aus einer missverstandenen frühen Prager

These wird die Polarität *Kommunikations-* vs. *Literatursprache* abstrahiert (insb. bei Groeben 1972, 145 ff., Schmidt in allen Publikationen; vgl. Iser 1976, Jauß, Stierle und Gumbrecht, alle 1975 u. ö.) *Pragmatisch* ist dann für beide Richtungen: monofunktional referentiell absolut kontext- bzw. situationsdeterminiert, unmittelbar zur Umsetzung in Handlung vorgesehen u. ä. m. Gemeinsam ist die Auffassung, der Rezipient hätte bei diesen Texten – die nie näher bestimmt werden – keine *bedeutungskonstituierende Funktion*, der Text bedürfe gleichsam seiner Rezeption nicht, um so und so zu sein. Dies ist um so erstaunlicher, als ja gerade die philosophische und die enger linguistische Pragmatikforschung seit ihren Anfängen erarbeitet hat, welches Maß an Vorbedingungen zum Gelingen elementarer Sprechakte erfüllt sein muss. Und immer ist dort selbstverständlich, dass es von Sprecher- wie Hörerseite einer Fülle von Konventionen, der Beherrschung von Vorwissen, der Berücksichtigung der Kommunikationssituation etc., kurz: vieler aktualisierter Fähigkeiten bedarf, damit Kommunikation erfolgreich ist. Erfolgt die Kommunikation durch Texte in raum-zeitlicher Trennung der Kommunikationspartner, so erhöht sich die Zahl der notwendigen Sicherungssysteme. Vor allem haben die frühesten strukturalistischen Überlegungen zur Pragmatik – beispielsweise Bühlers – gerade nicht *das* behauptet, was nun als linguistisch fundiert gilt; im Gegenteil: Das Prinzip der relativen Dominanz unter den immer vielfachen Funktionsbündeln, und das Prinzip der relativen Kontextabhängigkeit wird in den Prager und Kopenhagener Linguistenkreisen seit den 1930er Jahren diskutiert. Dies scheint aber unbekannt zu sein. Wenn in beiden literaturwissenschaftlichen Richtungen von »Pragmatik« gesprochen wird, dann ist dies ein extrem eingeschränkter Begriff, der von linguistischer und vor allem semiotischer Seite so nicht akzeptiert werden kann (vgl. Warning 1975a, 36).

Die von beiden Richtungen immer wieder vorgebrachte These, Literatur sei nicht-pragmatisch in dem oben angedeuteten Sinne, bringt für die »Szientisten« mit sich, dass nur noch die Bereiche der »autonomen Domäne der literarischen Kommunikation« (Schmidt 1978b, 25) in die Überlegungen einbezogen werden. Das bedeutet Wegfall der stark pragmatischen Literaturformen des Mittelalters und der Renaissance, die Reduzierung der Texte des 17. und 18. Jahrhunderts, die überhaupt in den Blick kommen, und eine extreme Selektion im 19. und 20. Jahrhundert. Von den *Genres mineurs*, die F. Nies unter Mitarbeit des Textlinguisten J. Rehbein u. a. zusammengestellt hat (1978), kann nichts übrig bleiben. Geht man von der Prämisse in der Formulierung Iser (1975, 231) aus, dass sich der literarische Text »von allen Textarten unterscheidet, die einen Gegenstand vorstellen oder mitteilbar machen, der eine vom Text unabhängige Existenz besitzt«, dann ist sowohl der Bereich pragmatischer Texte wie auch der der Literatur extrem reduziert. Von dieser Prämisse aus, die unter den »Szientisten« besonders Groeben weiterverfolgt, ist es nicht

verwunderlich, dass die nichtmoderne Literatur als definitiv überwunden gilt, denn deren Inhalte seien ja »ihrerseits Träger von Bedeutungen [...], so daß eine Interpretation stets legitimiert war, wenn sie die Texte auf Bedeutung reduzierte« (Iser 1975, 228).

Die Rede vom »Paradigmawechsel« meint nun immer gleichzeitig eine Literatur, die nicht mehr so »primitiv« ist, und eine Literaturwissenschaft, die der »Selbstbesinnung der Literatur« Rechnung trägt, die im ausgehenden 19. Jahrhundert ihren ersten Höhepunkt hatte:

»Mit Mallarmé beginnt eine Tradition der Fiktion, die ihre Autoreflexivität bereits als wesentliches Merkmal in ihre Konstitution aufnimmt und so von vornherein die Möglichkeit quasipragmatischer Rezeption blockiert. Daß die Auflösung der Fiktion in Illusion verhindert oder verzögert wird, ist nicht zu verstehen als Provokation, durch die Aktivität des Rezipienten selbst doch noch eine Quasireferentialität zu gewinnen, sondern als Anstoß, die durch die Form der Fiktion selbst schon vorgezeichnete reflexive Rezeptionsbewegung aktuell zu vollziehen.« (Stierle 1975, 377)

Eigentliche Literatur sei also nur in den Traditionslinien von Mallarmé, Valéry, Ponge, Gertrude Stein oder Joyce, dem Nouveau Roman und Sollers zu finden, die sich nicht mehr referentiell auflösen lassen, weil sie *semantisch desorganisiert offen*, und vor allem maximal *selbstreferentiell* und *experimentell* sind (Stierle 1975, 377). Die angedeutete Tendenz der Polarisierung gegenüber den künstlich getrennten und reduzierten pragmatischen Texten einerseits und der vormodernen Literatur andererseits möchte ich *literaturwissenschaftlichen Manichäismus* nennen.

Damit ist behauptet, dass sowohl in »Szientismus« wie in »Hermeneutik« die Wertung meist mit der Beschreibung verquickt wird, gleichsam als wäre ein Text um so wertvoller, je unpragmatischer (autoreferentieller, fiktionaler, die Leseraktivität extrem fordernder, unbestimmter/polyfunktionaler) er ist.

Gegenüber dem Vorwurf, dass sich eine »allgemeine Literaturtheorie nicht vorzugsweise auf problematischen und extremen Erscheinungen aufbauen dürfe« (Ingen 1974, 123), antwortet Groeben stellvertretend für »Szientismus« und »Hermeneutik«: »Dem kann ich (weiterhin) nicht zustimmen; die Methodologie muß sich immer auf den anspruchsvollsten Fall, der der systematischen Erforschung den höchsten Aufwand abverlangt, einstellen« (Groeben 1977, 35 und 224 f.). So wie die Medizin in der Renaissance gleich den Sitz der Seele finden wollte, wird nun vom »höchsten Gut« her argumentiert:

»[...]die entsprechende Literaturform ist die historisch letzte und damit (sic!) von der künstlerischen Qualität die originellste höchste Stufe der bisherigen literarischen Entwicklung anzusehen; die Literaturwissenschaft muß daher primär und zuallererst auf diese Literaturform und ihre Ästhetik konzipiert werden – andere Literaturformen können als Defizienzformen (sic!) im Sinne von Vorstufen zu dieser Literatur aufgefaßt werden« (Groeben 1977, 25; vgl. Stierle 1975).

Diese weitverbreitete Position wäre ernstzunehmen (wenn auch aus vielen Gründen abzulehnen), wenn sie nicht auf einer spezifischen Rezeption gerade der Moderne durch die

Generation der Väter bzw. Großväter vermittelt wäre. Die Frage der »Struktureinheit« älterer und moderner Lyrik (und Fiktion) wurde wiederholt gestellt, wobei die neue »Tradition als Umkehrung alles Bisherigen erscheinen kann« (Jauß 1959 bzw. 1977, 327, 330). Interessanterweise stehen bei solchen Aussagen Autoren wie H. Friedrich (Kesting oder Emrich) Pate, denen leicht nachzuweisen ist, dass sie ihre *Struktur der modernen Lyrik/Erzählkunst/Dramatik* zum Großteil den Aussagen der Dichter entnommen haben. Der Kreis ist geschlossen. Das literarische Leben einer Epoche findet seinen Niederschlag in Vorworten, Tagebucheintragungen oder Reflexionen in den Romanen der Autoren. Später – etwa bei H. Friedrich – werden die Aussagen zusammengestellt in einer bestimmten Ordnung. Das Ergebnis geht als unzweifelhafte Wahrheit wie ein Topos in das Bewusstsein der nächsten Generation ein, die nun ihrerseits ihr Literaturverständnis nicht nur ungeprüft daran orientiert, sondern etwa wie N. Groeben vorgibt, von unkontrollierten Rezeptionsprozessen frei zu sein und die hermeneutische »Todsünde« nicht zu begehen (Groeben 1972, 144 u. ä.; 1976, 19 ff., 118 ff., 232 u. ö.). Jauß selbst, der im Rahmen der Arbeiten von *Poetik und Hermeneutik* die Überbetonung der »Ästhetik der Nichtidentität« (Lotman 1972) mitgetragen hat, rückt inzwischen von dieser einseitigen Position ab (1975n, 394 s. u.); nachdem aber mehr als zehn Jahre solche Sehweisen gebildet und wiederholt wurden, kann man sie nur schwer zurücknehmen. Ich möchte dies eine typische Form literaturwissenschaftlichen Kurzschlusses nennen.

2.2 »Fiktion«: Hoffnung auf Entkrampfung

Ebenso wie die These von der *entpragmatisierten* Literatur von der spezifischen Rezeption von Modernität abhängig ist, sind beide interdependent von der *Fiktionalitäts*-These. Es kann und soll hier nicht die lange Diskussion wiedergegeben werden, die sich schon beim Mimesis-Problem entzündet hatte, in der Widerspiegelungs-Diskussion mit marxistischen Positionen und der Abweichungs-Diskussion mit der formalistischen Lehre vom »neuen Sehen« Nahrung fand und die in den letzten Jahren in Thesen gipfelte wie der, Literatur schaffe Wirklichkeit.⁷ Fiktionalität wird in Zusammenhang mit der »Darstellungsästhetik« diskutiert, die ja durch eine rezeptionsorientierte Literaturwissenschaft »fundiert« werden soll. Der manichäische Ansatz setzt Literatur in absoluten Kontrast zu den Texten mit »repräsentativer Bedeutung« (Iser 1970/75, 246). Die »Berührungsangst« ist bei Stierle (1975) besonders deutlich. Systematisiert und in radikale Postulate wird sie bei S. J. Schmidt (1978b) verwandelt.

⁷ Ich bin nach wie vor der Auffassung, dass die Dissertation von J. Landwehr trotz aller dem Genre anhaftenden Schwerfälligkeiten die wirre Diskussion um die Fiktionalität wesentlich klären könnte (*Text und Fiktion*, München 1975). Nimmt man die Differenzierungen von Landwehr ernst, so muss man eben auf die »Wesensbestimmung« der Literatur verzichten – was offenbar schwerfällt.

Ich zitiere länger aus einer neueren Arbeit nicht, weil sich die Thesen von denen der Hermeneutiker unterscheiden, sondern um gerade zu zeigen, dass das andere Wissenschaftsgebaren an den Prämissen nichts ändert.

Schmidt geht im Sinne der schon angedeuteten Reduktionen von der »M (= Monovalenz)-Konvention« nichtliterarischer Texte aus: diese realisieren nur eine Funktion zum Zwecke von Eindeutigkeit und Effizienz (vgl. Groeben 1972, 144 ff.). Gleichzeitig gilt dort die »T (= tatsachenbezügliche)-Konvention«:

»Für alle Mitglieder unserer Gesellschaft G ist es gegenseitig unterstelltes Wissen, daß referenzfähige Kommunikate bzw. Kommunikationsbestandteile auf das in G als gültig unterstellte Wirklichkeitsmodell W bezogen werden können müssen, um feststellen zu können, ob mit dem Kommunikat gemachte Behauptungen W-wahr sind bzw. welche handlungspraktische Relevanz sie im G haben können« (Schmidt 1978b, 9).

Dreht man die M-Konvention im Sinne von Jauß' These von der Umkehr aller Bestimmungen in der modernen Literatur um, so haben die Rezipienten die Freiheit, einem Text eine unbegrenzte Zahl von Lesarten zuzuordnen (P (= Polyfunktionalitäts)-Konvention, s. u. 2.4). So findet Schmidt die Ä (= Ästhetik)-Konvention durch Negation der T-Konvention mit der

»Annahme, daß in allen anderen Kommunikationssystemen (sic!) als der Ästhetischen Kommunikation die Konvention gilt, daß referenzfähige Kommunikate und Kommunikatbestandteile auf das in einer sozialen Gruppe als gültig unterstellte Wirklichkeitsmodell bezogen werden können müssen, weil die in diesen Kommunikationssystemen thematischen Kommunikate eine praktische Relevanz für die Handlungen der Aktanten in der Kommunikationssituation haben können sollen.« (Schmidt 1978, 8)

Zu dieser Problematik müssen einige Hinweise genügen. Geht man mit Jakobson (1960) davon aus, dass bei dominanter ästhetischer Funktion alle Konstituenten der Kommunikationssituation verdoppelt und damit fiktionalisiert werden können (dt. 1972, 167 ff.), sieht man gleichzeitig mit Lotman (1972 u. ö.), dass Literatur wie Spiel, Wissenschaft und andere Kommunikationsformen bis hin zum Traum, der besprochen wird, Formen der modellierenden Wirklichkeitsbewältigung, -verarbeitung oder auch -entdeckung sind, dann erscheinen solche Annahmen über das *quale* der Literatur sinnlos. Geht man mit Berger/Luckmann, auf die man sich allenthalben bezieht, von der »gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit« (1969) aus, so bekommen *Wirklichkeit* und *Fiktion* jene Relativierung, die einem historischen Denken eigentlich vertraut sein müsste. Gleichzeitig haben damit alle Text- und Kommunikationsformen Teil an den Spannungen zwischen einer herrschenden Wirklichkeitskonstruktion und mehr oder weniger konkurrierenden. Die manichäische Reduktion auf die Alternative »Fiktion«-»Nicht-Fiktion« unterschlägt nicht nur die Übergangsformen, sondern auf Seiten der »Nichtliteratur« jene Text- und Literaturformen, die das scheinbar unantastbare Wirklichkeitsmodell in Frage stellen,

momentan suspendieren, kontrastiv und utopisch beleuchten und eben als eine der möglichen Sichtweisen hinstellen; das gilt für spielerische Texte des alltäglichen Umgangs ebenso wie für juristische, theologische oder wissenschaftliche allgemein (von der »angewandten Fiktionalität« politischer oder der Reklamerede ganz zu schweigen). Umgekehrt unterschlägt die Reduktion seitens der Literatur beispielsweise die Möglichkeit, aufgrund eines Rearrangements notwendigerweise als gültig akzeptierter Wirklichkeitsausschnitte oder -elemente, zu einer »höheren« bzw. »wirklicheren« Form von Wirklichkeit vorzustoßen; oder auch umgekehrt die Möglichkeit, durch die Verwendung »fiktiver« oder »irrealer« Elemente oder phantastischer Weltausschnitte eben die Wirklichkeit ins Bewusstsein zu bringen, die wir zwar im alltäglichen Umgang akzeptiert haben, die wir aber vielleicht im Hinblick auf ihre – möglicherweise grauenhaften oder beglückenden – Konsequenzen bedenken und verarbeiten müssen.

Die Fiktionalitätsthese führt »Szientisten« wie »Hermeneutiker« zum Problem der »Konsequenzlosigkeit der fiktionalen Texte« (Iser 1975, 248 f.), zur Feststellung ihrer Wirkungslosigkeit oder gar zum Zweifel daran, ob gesellschaftliche Wirksamkeit von Literatur überhaupt je nachgewiesen werden kann (vgl. Gumbrecht 1975 und dazu in euphorischem Gegensatz Kindt/Schmidt 1978). Wenn man kontrastiv vom Modell der Sprechakte als Ausgangsbasis für die Diskussion des pragmatischen Aspektes fiktionaler Texte ausgeht, wenn man sie manichäistisch »in handlungspragmatischer Hinsicht leer« qualifiziert (Iser 1976, 90 ff., insb. 98), dann allerdings hat man unüberwindliche Schwierigkeiten, die »gesellschaftliche Relevanz« von Literatur wiederzufinden. Wenn die Literatur nur unter der Alternative »direkte Referenz« oder nicht gesehen wird, dann muss die strukturalistische These von dem *zeitweise* dominanten Selbstbezug verabsolutiert werden und die Literatur nur noch *autoreferentiell*, *autoreflexiv*, *zentripetal* – oder wie die Termini noch heißen mögen – erscheinen. Paradoxe Formulierungen sollen dann über das Dilemma hinwegtäuschen: »Ein solches Entpragmatisieren ist ihre pragmatische Dimension«, sagt Iser (1976, 100) von der Literatur. »Das signifié eines fiktionalen Textes ist das signifiant seiner Form«, behauptet Stierle (1975, 375). Das Problem in der Auseinandersetzung mit solchen Thesen ist, dass es offenbar schwerfällt, von eigenen Positionen explizit abzurücken. Insbesondere bei Iser (1976) lässt sich beobachten, wie er in einigen Kapiteln Prämissen fallen lässt, die Voraussetzung anderer sind. Gerade beim Problem der Fiktionalität geschieht dies in erstaunlicher Weise, ohne dass es aber diejenigen merken, die sich immer wieder auf ihn beziehen. In einem Kapitel geht nämlich Iser von einer Einsicht aus, die in diesem Kontext neu ist.

»Fiktion und Wirklichkeit können daher nicht mehr als ein Seinsverhältnis, sondern müssen als ein Mitteilungsverhältnis begriffen werden. Dadurch löst sich zunächst die polare Entgegensetzung von Fiktion und Wirklichkeit auf: Statt deren bloßes Gegenteil zu sein, teilt Fiktion uns etwas über Wirklichkeit mit.« (Iser, 1976, 88).

Das tun auch andere Kommunikationsformen. Die ihnen gemeinsamen Sinnsysteme nennen wir »Wirklichkeit«. Iser stellt nun weiter fest, dass auch die Literatur ein »sinnkonstituierendes System« sei, das in einem Spannungsverhältnis zu den jeweils »herrschenden Sinnsystemen« stehe, sie nicht reproduziere, sondern sich auf das bezieht, was in diesen »virtualisiert, negiert und daher ausgeschlossen« ist; sie sei weder *Widerspiegelung* noch *Deviation*, sondern *Reaktion*.

»Der Text wird in einer solchen Zuordnung nicht mehr vom Standpunkt einer wie immer dogmatisch fixierten Wirklichkeit als deren Spiegel bzw. als deren Abweichung gesehen, sondern als ein Interaktionsverhältnis begriffen, durch das sich seine elementare Funktion im Wirklichkeitskontext fassen läßt.« (Iser 1976,120)

Iser entwickelt in den folgenden Seiten diesen Gedanken der »Auseinandersetzung«. Er ist im Rahmen dieser Diskussion wichtig, jedoch muss gefragt werden: Ist dies ein typisches Merkmal von Literatur? Ist es nicht umgekehrt so, dass wir gerade entdecken, dass wir mit Literatur alle Funktionen jedweder Kommunikationsform realisieren können: Sie kann Therapie sein wie das Gespräch mit dem Arzt, Anklage wie das Plädoyer vor Gericht, Entwurf wie eine futuristische Extrapolation etc. Diese Einsicht hat Mukařovský oft formuliert:

»Die ästhetische Funktion gliedert die Sache oder die Tätigkeit eher aus den praktischen Zusammenhängen aus, als sie in einen davon einzugliedern. Dies gilt besonders für die Kunst. Von der These, die diese besondere Eigenschaft der ästhetischen Funktion betrifft, wird oft – teils im positiven, teils im negativen Sinne – die Auffassung abgeleitet, daß die Betonung der ästhetischen Funktion ein Losreißen der Kunst von der Wirklichkeit zur Folge habe. Dies ist jedoch ein Irrtum. Wenn die ästhetische Funktion zu keinem praktischen Ziel tendiert, so bedeutet dies nicht, daß sie einen Kontakt der Kunst mit den Lebensinteressen der Menschen verhindert. Gerade weil sie einen eindeutigen ›Inhalt‹ vermissen läßt, wird die ästhetische Funktion ›transparent‹, verhält sich zu den anderen Funktionen nicht feindlich, sondern hilft ihnen« (Mukařovský 1946, 95).

Nähme man zu dieser Diskussion als Beispiel nicht nur einen begrenzten Strang der Avantgardeliteratur, sondern alle wichtigen heutigen und vergangenen Formen der Höhenkammliteratur überhaupt, würde man das ganze, in sich vielfältige System bedenken – von der mythischen Erzählung zur Science Fiction, der Erbauungs- zur subversiven Literatur –, würde man also Literatur in der uns vorliegenden historischen Weite sehen, so müsste man feststellen, dass die Arten möglicher Relationen zwischen literarischen und außerliterarischen Wirklichkeitsmodellen oder -bezügen allgemein ebenso vielfältig sind, wie die möglichen Relationen des Menschen überhaupt zu der ihn umgebenden natürlichen und sozialen Welt.

2.3 Die »Besonderheit« der literarischen Konkretion

Die bislang aufgezeigten Gemeinsamkeiten zwischen hermeneutischer und szientistischer Position betreffen nur indirekt die Leserproblematik, der jetzt unsere ganze Aufmerksamkeit

gilt. Wiederum sei von einem Zitat ausgegangen, das in seiner Radikalität die Elemente der bisherigen Diskussion deutlich vor Augen führt.

»Das Generieren von Bedeutung scheint mir einer der wichtigsten Vorgänge beim Leser überhaupt zu sein. Je weniger der Text selbst Bedeutungen formuliert, desto intensiver vermag sich die zentrale Aktivität des Lesers zu entfalten. Uneinholbarkeit wäre dann als massiver Produktionsreiz für die genannte Aktivität zu beschreiben.« (Iser 1971, 704)

Dies ist für den »Ulysees« formuliert; die vielen ähnlichen Äußerungen von Iser seither zeigen aber, dass er immer noch die grundlegenden Prämissen akzeptiert und mit ihm die zitierten Autoren beider Lager. Diese Prämissen sind: 1. der »pragmatische Text« hat eine Bedeutung, der »literarische« bekommt sie durch den Leser; 2. da der »literarische« Text nicht eindeutig spricht (= *formuliert*), gibt ihm der Leser eine je spezifische Bedeutung; 3. die Leseraktivität ist unendlich: »Die Erfassung des fiktionalen Textes wird so zur unendlichen Aufgabe« (Stierle 1975, 369 ff.). Der 2. Punkt wird weiter unten wieder aufgenommen (2.4). Grundlegend ist die Unterscheidung zwischen Bedeutungsebenen in der textuellen Kommunikation. Nach der hermeneutischen Terminologie hat der Text einerseits eine »Wirkung« aufgrund von »objektiven Textstrukturen«, die über den »implizierten Leser« in der Form von »Signalen« als »Rezeptionsvorgabe« festgelegt sind. Dies entspricht dem innerliterarischen (Erwartungs-)Horizont. Demgegenüber nennt man »Rezeption« die Text-Leser-Relation, bei der der lebensweltliche (Erwartungs-)Horizont des »expliziten Lesers« entsprechend seinen biographischen, gesellschaftlichen, schichtenspezifischen etc. Bedingungen zum Tragen kommt. Es gibt »Wirkung als das vom Text bedingte und Rezeption als das vom Adressaten bedingte Element der Konkretisation« (Jauß 1975, 333 ff; vgl. Jauß 1973, Warning 1975a, 25, Iser 1976, 63; 75, 192, 244 u. ö.).

Ganz übereinstimmend sind die Ausführungen von szientistischer Seite. Schmidt beispielsweise spricht von »semantischer Textbedeutung« (= *allgemeiner, primär signalhafter, begrifflicher Sinn der Zeichenverbindungen*) gegenüber der »semiotischen Bedeutung« (= *die nur subjektiv erfüllte, situationsspezifische Leistung von Textelementen in individuellen Erfahrungs- und Interpretations- bzw. Erlebnissystemen des Rezipienten*, (1971, 33, vgl. 1972 b, 51 f., 1975, 132 f.)). Es gibt also – um die These ein drittes Mal mit den Worten von Groeben zu wiederholen – eine klar geschiedene vom »Textmaterial bedingte Intersubjektivität und eine subjektive Bedeutungskonstitution« (Groeben 1976, 141 f., vgl. 1972, 165 ff., oder 1978, 45 ff.).

Gemeinsam ist schließlich, dass zwischen der »Realität des Textes« und der »Leserdisposition« (wie Iser 1976, 38 u. ö. sagt), zwischen der »Objektivität« und der »Subjektivität«, zwischen den im Text realisierten Konventionen/Repertoires/Kodes ... kurz: der »Immanenz« und den »Bedingungen der Realisation« ein ungeklärtes *Zweier-Verhältnis* besteht. Die Zweifel daran, ob man überhaupt »materialobjektive Verfahren« einer

Textdeskription zur Verfügung hat, sind groß. Allgemein beruft man sich hierbei auf die wohl allein wirklich bekannte Diskussion in der linguistischen Poetik, die offenbar traumatisierend gewirkt hat: die von Jakobson und Lévi-Strauss ausgelöste »Chat«-Kontroverse. Überall kann man die Gleichsetzung von »linguistische Analyse« mit »objektiv, jedoch nicht ausreichend« beobachten, wobei übersehen wird, dass gerade von den Vertretern der »linguistischen Poetik« eben diese Begrenzung von Anfang an mitgedacht und Anlass war, die objektivierbare Basis der Beschreibung (und der Literaturtheorie) semiotisch auszuweiten (vgl. Kloepfer 1971 und den Überblick 1977a, 1977b). Im Gegenteil: durch verschiedene Formen der »reductio ad absurdum« wird die Auseinandersetzung verweigert. Als typische Beispiele seien die Gleichsetzung der »Pariser Semiotik« mit dem angeführt, was Sartre in einer frühen Phase unter Strukturalismus verstand (Jauß 1977a, 16), sowie eine Argumentation von Gumbrecht zitiert, die sich ähnlich bei Groeben findet:

»Jeder Versuch, mit linguistischen Methoden systematisch Konstanten aller Sinnbildungen zu einem Text festzustellen, müßte vom gesamten Umfang dieses Textes ausgehen und brächte bereits als Minimalforderung eines normativen Rezeptionsmodells, das gegen ganz alltägliche Phänomene wie ›Überblättern‹ und vorzeitiges Beenden der Lektüre gerichtete Postulat einer mit gleichbleibender Aufmerksamkeit vollzogenen Rezeption des Textes ein.«⁸ (Gumbrecht 1975, 391 f.)

Die Rezeption und der immer wieder zitierte »einsame Leser« werden damit zum Fluchtpunkt, der es gestattet, die bislang nur andeutungsweise zu lösenden Problembereiche zu überspringen, denen sich die Semiotik verschrieben hat. Das Mittel ist die falsche Alternative: Entweder kann man mittels (linguistischer oder anderer) Beschreibungsverfahren die Konstanten aller historisch möglichen Verstehensprozesse erfassen, oder man kann auf diese Beschreibungsverfahren verzichten. Warning (1975 a, 24 f.) spürt das Problem, da jedoch auch er von der mehrfach dargestellten Alternative ausgeht (»der im Werk codierte Erwartungshorizont ist fix [...] der lebensweltliche Erwartungshorizont hingegen ist variabel«), kann er nur vorschlagen, die »vorliegenden Konkretisationen und ihre Subjekte, d. h. den je historischen Leser, als Epiphänomene zu betrachten und also einer systematischen Analyse im Werk selbst vertexteter Rezeptionslenkungen nachzuordnen.«

Die »Szientisten« werfen daher mit gewissem Recht den »Hermeneutikern« vor, sie würden die eigenen Prämissen nicht konsequent vertreten. Wenn man – so lautet deren Argumentation – die Konkretisation nur als Kombination einer Invariablen mit einer

⁸ Die Textstelle zeigt: Zuerst wird intersubjektiv nachprüfbarer Beschreibung auf einen engen Begriff der linguistischen Poetik reduziert, sodann wird gefordert, es müssten alle möglichen Sinnbildungen festgestellt werden – dies wiederum wird kontrastiert mit atypischen Rezeptionsformen. Groeben (1977, 74) sagt: »Eine Empirisierung nur von der material-objektiven Methodik her (z. B. Linguistisierung) ist nicht machbar: sie führt entweder zu einer Gegenstandsreduktion oder geht in individueller Subjektivität auf. Die Methodik zur Erhebung von individuellen Rezeptionen literarischer Werke wird daher im weiteren Fortgang der Analyse im Vordergrund stehen.«

Variablen interpretieren kann, dann ist die Aufgabe, durch eine möglichst große Zahl von empirisch erfassten Rezeptionen möglichst viel von dem Entfaltungspotential zu erfassen, von dem die »Hermeneutiker« (mit Ausnahme von Jauß) so viel sprechen. Der Unterschied zwischen »Hermeneutikern« und »Szientisten« besteht allein darin, dass erstere an hervorragenden Formen der Rezeption orientiert sind (vor allem der eigenen und historisch verfestigten) und letztere mit einigen simplen Verfahren (wie Auswertung von Paraphrasen, Contentanalyse, freien Assoziationen u. ä. m. (vgl. Groeben 1970 und 1977)) alle möglichen Rezipienten erfassen wollen. Für sie bedeutet es gerade die Todsünde der »Hermeneutiker«, die Rezeption (= individuelle Konkretisation) und die Interpretation (= theoretische Konstruktion des Werksinns anhand einer fremden Rezeption und der material objektiven Textstruktur) in einer Person, nämlich dem Literaturwissenschaftler, zusammenfallen zu lassen (Groeben 1976, 227 u. ö., ähnlich Schmidt in neueren Publikationen).

Wenn Iser mit seiner in vielen Variationen vorgebrachten Behauptung recht hätte, dass nur in der Literatur die »Signifikate vom Leser hervorgebracht werden« (1976, 113), dass gilt: »Folglich gründe das ›quale‹ literarischer Texte darin, daß sie etwas zu erzeugen vermögen, was sie selbst noch nicht sind« (1976, 49; vgl. 56, 197, 265), wenn also der Kommunikationsprozess so zu interpretieren wäre, dann hätte auch S. J. Schmidt die Konsequenz angemessen erfasst: »Texte haben jeweils so viele ›Bedeutungen‹ wie Rezipienten, die sie als Kommunikate realisieren.« In der typischen Verkehrung der Argumente, die sich aus den Prämissen immer wieder ergibt, heißt es entsprechend:

»Daß diese ›Bedeutungen‹ aufgrund ähnlicher Sozialisationsprozesse und der Wirkung sprachlicher Stereotype, Konventionen etc. nicht völlig voneinander abweichen, darf nicht die grundsätzliche Einsicht verstellen, daß ›Bedeutungen‹ sprachlicher Texte prinzipiell rezipientenspezifisch sind.« (Schmidt 1978, 13 u. Anm. 12; vgl. Iser 1976, 201 ff.)

Geht man mit Mukařovský von der Kunst als semiologischem Faktum (1934/1970, 138 ff.) aus, so gilt, dass Kunstwerke – wie jede Form von Texten im weitesten Sinne – durch ein individuelles Subjekt produziert und rezipiert werden. Kommunikation kann nur stattfinden, insofern beide Teile einer Gemeinschaft sind mit mehr oder weniger homogenen Kodes. Identität der Kodes von Produzenten und Rezipienten wird immer nur angestrebt (vor allem in der Wissenschaft oder beim Militär). Was man Sprache nennt – etwa *die* deutsche Sprache – ist ein Polysystem von vielen mehr oder weniger rasch wandelbaren, in den jeweiligen Teilgemeinschaften teilweise verschiedenen Subsystemen. Eben diese Vielfalt macht den Reichtum aus und ist Voraussetzung, dass man etwas Neues sagen kann. Was von der Sprache gilt, gilt in verstärktem Maße von anderen kulturellen Kodes, insbesondere vom Polysystem Literatur (Even-Zohar 1978). Kommunikation bedeutet Herstellung von Verstehen, sie ist nicht automatisch mit deckungsgleicher Auflösung enkodierter

Informationen gleichzusetzen. Hierin unterscheidet sich die Literatur nicht wesentlich. Ein Textzeichenkörper (= Artefakt) ist durch seine Relation zu einer Textzeichenbedeutung (= ästhetisches Objekt), die ihren Platz im kollektiven Bewusstsein der Gemeinschaft hat, Zeichen für ein rezipierendes Subjekt. Statt der oben angesprochenen Zweier- ist eine Dreierrelation anzusprechen. Selbstverständlich realisiert der Literaturleser individuell, jedoch nach kollektiven Normen. Sowohl bei nichtliterarischen wie bei literarischen Texten gibt es keine materiell-objektive Gegenständlichkeit: keine Schwärzung auf dem Papier, kein Wort, Satzmuster, keine Anordnung von Lauten oder Bildern, keine Beschreibung oder sonst etwas ist gegeben, es sei denn als (zumindest potientes) Korrelat zu einem mehr oder weniger viele Menschen umfassenden Bewusstseinsinhalt:

Was Iser als Wesensbestimmung von Literatur angenommen hat (das »quale«), entspricht Zeichen allgemein. Dies gilt auch für die pragmatischen Bedingungen (s. 2.1), die bei vielen Formen schriftlicher Kommunikation mittels besonderer Sicherungen so im Text verdoppelt werden, dass trotz raum-zeitlichen Rezeptionssituationen die Effizienz bewahrt bleiben kann. Die Probleme der diastratischen, diatopischen und vor allem diachronischen Differenz sind erst einmal gleich. Der Unterschied zwischen Gebrauchs- und Wiedergebrauchstexten – wie die alte Rhetorik formulierte – besteht darin, dass oftmals bei der Produktion von Wiedergebrauchstexten das Defizit der gemeinsamen Kommunikationssituation durch einen künstlichen Konsens ausgeglichen wird, der seinen Niederschlag in der Strukturierung des Textes findet (s. u. 3.1). Was nun die individuelle Rezeption betrifft, so gilt ebenso für alle möglichen Texte, dass sie auch bei raum-zeitlicher Trennung »kein exklusiver persönlicher Besitz [ist], sondern sie ist in beträchtlichem Maße bei weniger starken Persönlichkeiten sogar fast ganz – durch die sozialen Beziehungen vorgegeben, in die das Individuum eingespannt ist« (Mukarovsky 1970, 74, 81, 96 f., Vodicka 1976, 93 ff.). Entsprechend kann es auch bei der Literatur nicht um die Gegenüberstellung von invariablem Werk und variabler Konkretisation gehen, sondern nur um den Vergleich der je nach Kontexten variierenden Konkretisationen. Als Kontext haben die in jeweils typischen *kollektiven Bewusstseinsformen* potentiell vorhandenen kulturellen Systeme zu gelten. Hierbei ist die von den »Hermeneutikern« gemachte Unterscheidung von ästhetischem und lebenspraktischem Erwartungshorizont problematisch, denn nachweislich werden ja die lebenspraktischen Systeme (etwa: wie man sich kleidet, wie man miteinander verkehrt, wie man sein Geld verdient und ausgibt, wie man zu politischen u. a. Fragen steht ...) von ästhetisch Vermitteltem mitbestimmt, wie umgekehrt die ästhetische Kommunikation eine Form der »Auseinandersetzung« mit einer Wirklichkeitserfahrung ist (s. auch 2.2). Es ist schließlich noch darauf hinzuweisen, dass man keineswegs annehmen darf, dass ästhetische Codes bzw. Normen eo ipso wandelbarer sind als soziale oder andere. Die

Kultursemiotik hat sich weltweit zur Aufgabe gesetzt, solche Prozesse wissenschaftlich beschreibbar zu machen. Der »semiotische Ansatz« bedeutet, dass man nach dem Prinzip der abstraktiven Relevanz nicht alle möglichen Rezeptionen betrachtet (Vodicka 1976, 96). Wer nicht davon ausgeht, dass Lektüre in einer gegebenen Gesellschaft etwas Bestimmtes bedeutet, der kann niemals wissenschaftliche Rezeption untersuchen. Kommunikation mit Zeichen setzt erst einmal Konvention voraus, auf deren Basis dann Veränderung, Erneuerung, Durchbrechung etc. möglich ist. Wer den Fußball zu essen versucht, kann alles Mögliche sein, aber kein normaler Fußballspieler. Der ihn beobachtende Wissenschaftler wird nicht das Fußballspiel erfassen.

Wenn man über die innerliterarischen Systeme hinausgehen will – und man ist dazu gezwungen, auch wenn wir sie selbst noch nicht annähernd angemessen beschrieben haben weder in Teilbereichen wie der literarischen Metaphorik noch im Hinblick auf Gattungssysteme oder die Relation von literarischer Aussage und Metaaussage in der (Eigen-)Kritik –, wenn man also die Literatur in Richtung auf das jeweils historische »Ganze« oder das Individuum und seine Bedingungen überschreitet, dann sollte man sich vor allem jener kulturellen »Zwischenwelten« annehmen, die bislang immer nur pauschal als »Repertoires«, »Konventionen«, »außertextliche Normen« und »Traditionen« (Iser 1976, 115 f. bspw.) angesprochen werden. Die »Höhenkammliteratur« ruht ebenso auf diesen allgemein kulturellen Formationen wie die Massenkommunikation und das scheinbar individuelle Selbstverständnis des »einsamen Lesers«, seine Bereitschaft zur Aufmerksamkeit, zur Gedächtnis- und Verstehensleistung.

2.4 »Leerstellen« und »Polyfunktionalität« = »Unbestimmtheit«

Bislang war die Frage nach der Konkretisation künstlich vereinfacht. Die in 2.3 angesprochenen Probleme werden nämlich von »Hermeneutik« und »Szientismus« vermischt und mit all' den Problemen, die die literarische Textgestaltung mit sich bringt und die mit Begriffen wie »Leerstellen«, »Unbestimmtheitsstellen«, »Offenheit« oder »Polyfunktionalität« angesprochen werden. Hier gibt es ein heilloses Durcheinander, das sicherlich nicht auf wenigen Seiten eine Klärung erfahren kann. Dazu kann ich nur einige Hinweise geben.

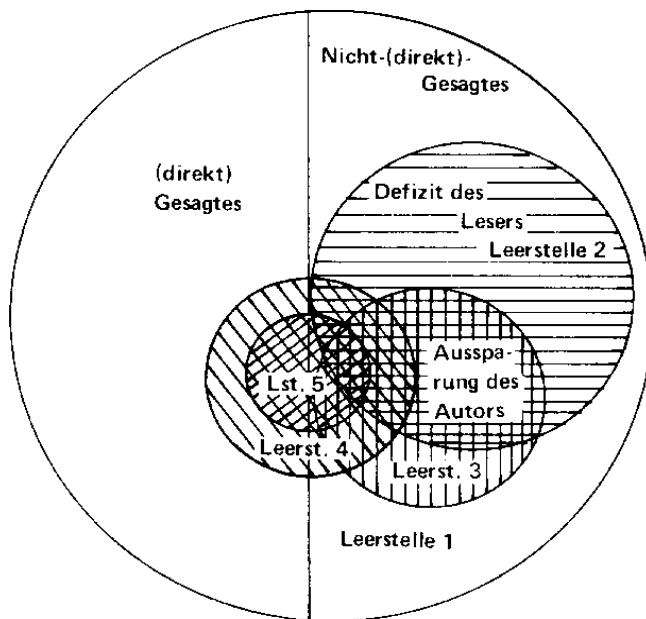
Ich gehe aus von der »unaufhebbaren Vagheit«, die nach Husserl also der Sprecher immer schon voraussetzen muss, dass der Hörer die Hinweise auf den jeweils umfassenden Bedeutungszusammenhang richtig ausfüllt, dass also Kommunikation immer schon auf einen mehr oder weniger weiten »Horizont der Verweisung und der ihm selbst zugehörigen Potentialitäten des Bewußtseins bezogen ist« (Husserl 1929/50, 82 f.). *Hieran kann man alle Formen von horizon of expectations anbauen, von denen Popper spricht* (s. Albert (Hg.)

1972, 42). Diese Bezugssysteme können sprachlich i. e. S. sein, sie können mehr oder weniger entwickelte literarische oder sonstige kulturelle Systeme im engeren oder weiteren Sinne ausmachen, sie können auf »Weltbilder« gerichtet sein. Die »Polyfunktionalität«, die von S. J. Schmidt immer nur angedeutet wird und auch bei Groeben keine Präzisierung erfährt, beinhaltet die Möglichkeit, die funktionale Belastung von Textelementen auf jedweder Ebene (von der lautlichen bis zu ideologischen Komplexen) zu erhöhen: ein Element wird gleichzeitig wirksam in verschiedenen sinnkonstituierenden Strukturen (vgl. Kloepfer 1975 unter dem Stichwort; Lotman 1972, 161 ff. u. ö.). Schmidt (1971, 19 ff; 1974, 41 f.) und Groeben (1977, s. Stichwort) gehen nun davon aus, dass die polyfunktionale Strukturierung des Textes notwendigerweise eine *polyvalente* Rezeption nach sich zieht, dass also gilt: Je polyfunktionaler ein Text angelegt ist, desto vielfältiger kann er verstanden werden. Auch dies ist jedoch eine Vereinseitigung, denn Polyfunktionalität kann das Unterschiedlichste bedeuten: Erhöhung der Informationsdichte (die dann seitens nicht genügend befähigter Leser nur verschiedene Teilrezeptionen bedingen kann) und Erhöhung der Kommunikationssicherung (was zur Herbeiführung des einen kommunikativen Effektes verschiedener Leser in der Reklame genutzt wird), Eröffnung eines, von der Anlage her verschieden zu erfüllenden Bedeutungsraumes und umgekehrt Reduktion, Verengung bislang vorhandener Sinnräume (bspw. im faschistischen Diskurs). Groebens Darstellung zeigt besonders deutlich die stereotype Argumentation: »polyfunktionale Vertextung bedeutet auf der Rezipientenseite Polyvalenz. Polyvalenz für den Leser und seine bedeutungskonstutive Aktivität [sic! s. 2.3] bedeutet für den wissenschaftlichen Interpretationsbereich Polyinterpretabilität« (Groeben 1977, 21).

Groeben bezieht sich nicht zufällig immer wieder auf Iser. Bei dessen Konzept muss man erst einmal mit Kügler/Melenk (1978)⁹ drei ganz verschiedene Arten von *Leer-* bzw. *Unbestimmtheitsstellen* feststellen: 1. alle die Stellen in – beliebigen – Texten, wo es dem Sprecher nicht darauf ankommt, was sich der Leser jeweils an Konkretisation leistet (Bsp. Buddenbrooks Augenfarbe); 2. alle die Stellen, wo der Rezipient ein Bedeutungsdefizit spürt, gleichgültig aus welchem Grunde; 3. solche Stellen, wo der Text in Vorwegnahme der Lektüre Aussparungen vornimmt, um den Leser in irgendeine Form der Aktivität zu führen. Diese Aussparungen sind natürlich relativ zu einer Textsorte, einer Gattung etc. bis hin zu einem soziokulturellen Kontext. Um das Polyfunktionalitätskonzept einzubeziehen, muss man 4. von Stellen sprechen, denen vom Text her verschiedene, oft auch einander

⁹ Die Autoren dieser Studie weisen überzeugend anhand von Biermanns »Ballade von dem Briefträger William G. Moore« nach, dass »Leerstellen« in der Regel weniger geeignet sind, Unbestimmtheit zu erzeugen, sondern im Gegenteil Eindeutigkeit. Das nachfolgende Schema basiert auf Kügler/Melenk. Dass Komplexität ein sicheres Mittel zur Leserlenkung sein kann (wobei »Leerstellen« eine wichtige Rolle spielen), habe ich in zwei Publikationen zur Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts (Kloepfer 1973) und zur Reklame (Kloepfer 1976) nachgewiesen.

widersprechende oder gar einander aufhebende Bedeutungen gleichzeitig zugeordnet werden: Gesagtes wird gleichsam aufgehoben (»negiert«) und fordert als solches einen neuen Bezugspunkt. Schließlich gibt es 5. besondere Stellen oder Texte, die im Extrem systematisch in ein solch verwirrendes, weil von der Anlage her widersprüchliches, sich selbst negierendes Beziehungssystem verwoben sind, dass der Leser – gerade weil angeregt und teilweise geführt zu konzentriertester Suche – letztendlich die Unmöglichkeit der Zuordnung erfährt.



Diese noch relativ einfach gehaltene Unterscheidung müsste durch die verschiedenen und semiotisch eindeutig zu beschreibenden Sageweisen differenziert werden und zwar a) nach den verwendeten Zeichentypen (Symbol, Ikon, Indiz ...), b) nach der funktionalen Belastung des Gesagten nicht nur im Sinne der Polyfunktionalität, sondern auch zur Unterscheidung von Graden der Anspielung oder der Parodie im Sinn von Bachtin (1969).

Dennoch wäre viel gewonnen, wenn man Isers Vorschläge, die an aufgearbeiteten Mustern literarischer Erfahrung reicher sind denn an theoretischer Stringenz, den verschiedenen Begriffen von Leerstellen zuordnen würde. Umfassend ist alles Nichtgesagte (Leerstelle 1), was ja bereits kulturspezifisch ist. Es umfasst sowohl alle die Stellen/Elemente, die für den Leser – warum auch immer – bedeutungsdefizitär erfahren werden (Leerstelle 2), wie diejenigen, wo der Autor Aussparungen vorgenommen hat (Leerstellen 3). Beide Bereiche können mehr konvergieren (bei Zeitgenossen mit gleichem Bildungshorizont) oder weniger (aus diastratischen, diatopischen oder diachronischen Gründen). Im Überschneidungsbereich ist mit dem zu rechnen, was man die »good continuation« nennt, dem offenen Übergangsbereich von Nicht-Gesagtem und Gesagtem, für den gilt: Was auf einer Ebene nicht gesagt ist, ist von einer anderen realisiert. Dieser Übergangsbereich des

Sagens und Dochnichtsagens ist seit dem Symbolismus oft genug als das Zentrum des Literarischen beschrieben worden. Die Ausparung des Autors, die den Leser zu zusätzlicher Semioseleistung zwingt – und davon handelt Iser hauptsächlich –, kann nun nicht nur eine punktuelle und lineare Zuordnung im Sinne der »good continuation« bedeuten, sondern darüber hinaus den Leser in ein System hierarchisch gestufter Leistungen hineinführen: Leerstelle 4 bedeutet einen Raum, in dem der Leser im Nachvollzug des ursprünglichen schöpferischen Aktes eine Struktur realisiert, die »den Inhalt der Information, ihr Ziel darstellt. In diesem Fall wird die Struktur zum Modell der vom Schriftsteller reproduzierten Lebenserscheinungen, indem sie mit allen erkenntnistheoretischen Eigenschaften des Modells versehen wird« (Lotman 1963/74, 115 f.) Diese Struktur kann aber auch Anerkennung bedeuten, dass es *einen* Sinn nicht gibt. Damit kann viel Sinnvolles gesagt sein. Höchstes Vertrauen in die Semiosefähigkeit des Menschen fällt oft mit der Negation von Sinn als dauerhaftem Besitz oder zumindest als eindeutigem Bezugspunkt zusammen (= Leerstelle 5).

Diese grobe Skizze trägt noch keineswegs der Stratifikationen Rechnung, die literarische Kommunikation durch Realisierung in – beispielsweise – geschichtlich verschiedenem Kontext erfährt. Diese Dimension, der sich Vodicka besonders zuwendet, soll hier ausgespart werden. Denn bevor eigentlich gefragt werden kann: »Was verändert sich durch den Wandel des Kontextes?«, muss man erst wissen, a) wo überhaupt innerliterarisch, im Kontext der kulturellen Systeme, im weiteren sozialgeschichtlichen Bereich Wandel auftreten kann, und b) welcher Sicherungssysteme vom Autor, dem Gattungssystem etc. bis zu den literarischen und kulturellen Institutionen entwickelt worden sind, um eben trotz der Veränderung der Kontexte die Kommunikation zu ermöglichen und das Gedächtnis zu bewahren.

3 Entfaltung und Sicherung literarischer Systeme

3.1 Primäre, sekundäre und Kode n-ter Vermittlung

Es war festgestellt worden, dass die gemeinsamen Prämissen von »Hermeneutik« und »Szientismus« auf den polarisierenden Abstraktionen beruhen, die die literarische Kommunikation ihrer semiotischen Dimension berauben (und damit nicht mehr wissenschaftlich zugänglich machen). W. Iser versucht mit seinem »impliziten Leser« und mit dem »Appellcharakter«, den er den verschiedenen Strategien zuweist, diesen Bereich doch zu erhalten. Die Widersprüchlichkeit seiner Publikationen, die auch die Diskussion mit seinen Kritikern so erschwert, wird dann leicht durchschaubar, wenn man sich nicht auf die Dichotomie von »identischem Primärkode des Textes« und »Variabilität des vom Leser erzeugten Sekundärcodes« (1976, 154 ff.) einlässt. Beide »Codeformen« werden vom

Leser nach Maßgabe unterschiedlich gefestigter sozialer (und damit historischer) Konventionen realisiert. Was Iser – und mit ihm alle anderen Autoren – »manifeste Positionen des Textes« gegenüber den »implizit oder sekundär erstellten« nennt, sind Phänomene relativer Unterschiedlichkeit. Auch hier muss man differenzieren. Wenn ich erzähle: »[...] dabei saß er auf der Kante seines Schreibtischs in gelsenkirchner Barock, steckte das weiße Tüchlein in die Brusttasche des feingemusterten Anzugs und sagte ohne den Blick von seinem Jagdhund zu heben: 'Auch einem Romanisten gestatten wir es an dieser Universität, die besser Wirtschaftshochschule geblieben wäre, nicht ...,'« dann spreche ich, über den primären sprachlichen Kode vermittelte, andere, mehr oder weniger latente Systeme an: Gesten, Einrichtungsformen, Kleidung, paralinguistisches Verhalten, Sprechweise etc. Diese Elemente sind ebenso sekundär wie auf anderer Ebene metrische oder narrative Elemente. Lasse ich nun mein Gegenüber dazu die rechte Hand in Magenhöhe unter die Weste schieben und andere Zeichen einer historischen Persönlichkeit realisieren, so wird auf einer dritten Ebene ein Zeichen realisiert, das für mich als Psychiater mit anderen, vielleicht noch komplizierter vermittelten Zeichen auf einen pathologischen Befund schließen lässt etc. Dies ist ein bewusst einfach gewähltes Beispiel. Aus der Literatur kennt man seit Dante ungemein komplexe. Solange die im 2. Teil dargestellten Probleme, die sich durch die hier angedeutete semiotische Tiefe noch potenzieren, im Kontrast zwischen primitiven Sprechakten und dem »Ulysses« behandelt werden, kann alles nur als undurchdringlich verworren erscheinen. Wenn Iser sagt: »Die ikonischen Zeichen [= Literatur für W. I.] verkörpern daher eine Organisation von Signifikaten, die weniger der Bezeichnung von Signifikaten dienen, sondern vielmehr Instruktionen für das Produzieren von Signifikaten darstellen« (1976, 107), so ist dies ein Hinweis auf die Möglichkeit gestufter vermittelter Kodennutzung. Jedoch nicht die Zahl, nicht der komplexe Aufbau von Zeichen verschiedener Kodes ist hierbei das Problem, sondern das Wechselverhältnis von Kodennutzung, -ausweitung, -komplexion und -erstellung zur Kodeverarbeitung, -sicherung und -erlernung.

3.2 Einige Kodifizierungsdimensionen des Literarischen i. e. S.

Der Bedeutungsaufbau des literarischen Werks – um den Titel von Cervenkas Buch zu zitieren – beschäftigt seit dem Russischen Formalismus die Literaturtheorie. In den letzten Jahren hat eine fruchtbare Begegnung strukturell-semiotischer Entwürfe mit den Beschreibungsansätzen der Tradition und der Reflexion der Dichter zur Poesie, Erzählliteratur und – wenn auch begrenzter – zum Drama stattgefunden.¹⁰ Zuerst einmal hat

¹⁰ D. Janik hat 1978 einen Aufsatz vorgelegt, den ich leider zu spät kennenlernte, in dem er ein deduktives System von Zeichenebenen und Zeichen des literarischen Werkes entwickelt. Dies wäre zweifelsohne besser geeignet, die Kodifizierungsmöglichkeiten zu ordnen, die ich aus meiner

man innerhalb der »linguistischen Poetik« festgestellt, dass alles Mögliche an der Sprache zusätzlich zu kodifizierten Systemen ausgebaut werden kann, was in der Alltagssprache relativ unwichtig ist: die Graphie, die prosodische Anordnung (zu Metren und Rhythmen), die Selektion aus dem Lexikon ebenso wie lautliche Äquivalenzen, die Selektion der Stillage, der Textform, der Register etc. – Demgegenüber hat die Narrativik seit Propp und in der Nachfolge von Lévi-Strauss' Kritik die Regelsysteme mehr oder weniger umfassender inhaltlicher Elemente beschrieben: die Kodierung von Handlungen und Handlungskonstellationen, von Aktanten und Elementen der vorgestellten Welt. Diese beiden Bereiche hat man als die Ebenen der »Mikro«- und »Makrostruktur« zusammengefasst.

Während in den ersten Jahrzehnten die Tendenz vorherrschte, poetische oder narrative Universalien zu erfassen, lässt sich in den letzten Jahren beobachten, wie sich das Interesse mehr auf historisch begrenzte Systeme richtet. Das gilt insbesondere für die Beschreibungen der Kodifizierungsmöglichkeiten von Elementen der Kommunikationssituation und des Kommunikationsprozesses. Dies ist die Ebene oder besser: die Dimension der *Diskursstruktur*. Die Sprechsituationen des lyrischen Ich, die Relation der Redesubjekte zu seinen impliziten Adressaten, die Relation dieser Rede zu metakommunikativen Einschüben wird zusehends systematischer erfasst. Das Gleiche gilt für die Möglichkeit der Perspektivierung, der Anordnung der Fabel-Elemente, die Kodifizierung der Zeitphänomene etc., für die die Narrativik gerade in den letzten Jahren die Verbindung der angloamerikanischen und deutschen Forschungstradition mit den semiotischen Ansätzen geschafft hat.

All dies wird in der »Hermeneutik« und im »Szientismus« kaum registriert. Dies ist umso bedauerlicher als diese semiotischen Ansätze zur Literaturtheorie inzwischen nicht nur – wie angedeutet – im Sinne der tschechischen Tradition weltweit historisch interessierter geworden sind, sondern weil sie umfassende Repertoires der Sage- und Rezeptionsweisen angehen: Ironie und Humor oder den vierfachen Schriftsinn des Mittelalters. Seit der Wiederentdeckung von Jolles (1930) und der vertieften Rezeption von Mukařovský mit denjenigen, die ihn weitergedacht haben, wird nicht nur die Brücke zu den Fragen des Gattungssystems und des literarischen Polysystems einer Epoche überhaupt geschlagen – und damit die enger literaturwissenschaftlichen mit den kulturwissenschaftlichen Fragen verknüpft, sondern über das Problem der »semantischen Geste« (Mukařovský) auch die Frage gestellt, ob die Mikro-, Makro- und Diskursstruktur regelnden Strategien nicht ihrer-

induktiven Leistung von Forschungsansätzen erstellt habe. Janik macht deutlich, wie groß bereits der innerliterarische Kodierungsraum ist, den – so lautet ein zentraler Vorwurf – »Hermeneutik« und »Szientismus« ebenso überspringen wie die im Text darüber hinaus angesprochenen kulturellen Systeme.

seits beschreibbaren Gesetzen gehorchen. Wie Jolles für die *einfachen Formen* den Niederschlag der alle Dimensionen durchdringenden *Geistesbeschäftigungen* zu beschreiben suchte und Labov/Waletzky feststellten, dass auch die alltäglichste Erzählung nicht ohne die semantische Geste einer Evaluation auskommt, so bemüht man sich jetzt, auf der Zwischenebene der Autoren und literarischen Strömungen diesen alles durchdringenden Gesten nachzugehen ... eine mögliche Brücke zur Ideologiekritik.

3.3 Das Ende der Einseitigkeiten?

Die hermeneutische Tradition hat nach Gadamer – und teilweise bewusst in Ablehnung von Dilthey und Schleiermacher – die Verstehensproblematik zulasten der Erforschung von Sinnerzeugungs-, -vermittlungs- und -sicherungsprozessen im Sinne der poetischen und rhetorischen Tradition betont. Diese Richtung traf mit der Rezeption jener Moderne zusammen, die auf eine »Ästhetik der Gegenüberstellung« (im Sinne von Lotman 1972, 408 ff.) abzielte und sie zu einer »Negationsästhetik« umfunktionierte (s. 2.2). Nur H. R. Jauß hat relativ früh und dann immer deutlicher gegengesteuert (s. bspw. 1975, 394, wo er gegen die Überbetonung der *normbrechenden Funktion* die normgebende und normerfüllende hervorhebt). Es ist zu hoffen, dass diese Wendung von anderen »Hermeneutikern« und den »Szientisten« mitvollzogen wird.

Hierbei ist es wichtig, dass all die im 2. Teil besprochenen Problembereiche der literarischen Kommunikation um die jeweils komplementäre andere Seite ergänzt werden, Entpragmatisierung *und* Einbindung in einen textimmanenten, gattungsspezifischen und institutionell gesicherten Kontext (2.1), Fiktionalität *und* konkreter Wirklichkeitsbezug (2.2), erhöhte Eigenleistung des Lesers *und* erhöhtes Angebot seitens des Autors (2.3), »Leerstellen« und »Polyfunktionalität« als Bedeutungsvielfalt und Sicherung der kommunikativen Effizienz (2.4). Dies meint die Rede von der Dynamik literarischer Kommunikation, die sich überall bei Mukařovský und den Pragern sowie bei Lotman und den sowjetischen Semiotikern findet. So kann man bei Lotman (1972) lesen, wie Polyfunktionalität, d. h. die funktionale Höherbelastung eines Elements, gerade zur Erstellung textinterner systematischer und damit kodifizierter Bezüge eingesetzt werden kann. Er hat »Abweichung« als »Umkodierung« interpretiert und gezeigt, wie gerade in der Literatur das, was in der alltäglichen Kommunikation als »Störung« wirkt, zu Kommunikationszwecken systematisch genutzt wird. Sein Versuch, Literatur u. a. als besonders informationsdichte Kommunikationsform zu definieren, beruht auf der Annahme, dass das Mehr an Codes und ihrer komplexen Verwendung durch ein Mehr an Gesetzmäßigkeit die Individualität bindet:

»Das Gesetz des künstlerischen Textes lautet: je mehr Gesetzmäßigkeiten sich in einem gegebenen Punkt der Struktur überschneiden, desto individueller scheint der Text zu

sein. Eben deshalb kann die Untersuchung des Unwiederholten im Kunstwerk nur realisiert werden durch Aufdeckung des Gesetzmäßigen, wobei man sich notwendig der Unerschöpflichkeit dieses Gesetzmäßigen bewußt bleiben muß« (Lotman 1972, 121).

Literatur als das reichere Mittel der Kommunikation weist viele Wege auf, die Raum-Zeittrennung zu überwinden, die ja teilweise eher als Anreiz wirkt (vor allem wenn man die kunstvollen Schwierigkeiten bedenkt, die sonst zur Deautomatisation realisiert werden müssen). Die »semantische Überdeterminierung« (Riffaterre 1977) ist als Teil der systematischen »Mehrfachkodierung« (Kloepfer 1973, 1975 und 1976) zu vielen Zwecken nutzbar – unter anderem eben auch zur Sicherung der gefährdeten literarischen Kommunikation (s. Leerst. 5). In den vielzitierten Werken der Moderne – also beispielsweise dem *Ulysses* von Joyce – lässt sich die Systematik der Sicherung schwacher Codes nachweisen. Das hat nichts damit zu tun, dass Joyce Zuweisungen auf den obersten und vom Leser mit höchster Anstrengung konstruierten Zeichenebenen verweigert. Man muss Zeichen mit vager Semantik als solche akzeptieren. Wenn manche moderne Literatur dem Leser Erfahrung von Grenzen auf eine ungemein intensive Weise vermittelt, dann setzt diese Erfahrung zuerst die Realisierung des »Innenraums« voraus. Insofern ist Literatur wie *Ulysses* keineswegs eine Ablehnung der Kunst als »semiologisches Faktum«; im Gegenteil: gerade das zunehmende Bewusstsein der Bedingung menschlicher Semiose, das man im 19. Jahrhundert seit Balzac und Baudelaire beobachten kann, führt zu einem Mehr der gemeinsamen Nutzung kommunikativer Möglichkeiten von Autoren als Leser für Leser, die nachweisbar gelenkt so komplexe Zeichenformen realisieren, dass ihre Tätigkeit tatsächlich derjenigen der Autoren sehr nahe kommt.

Insofern ist der semiotische Ansatz eine Reaktion auf die Literatur selbst, die ihrerseits auf die radikalen Veränderungen der europäischen Kulturen im 19. Jahrhundert antwortet. Der vielfältige Kontakt mit anderen Kulturen (historisch wie geographisch und die »Niederungen« der eigenen Kultur betreffend) bringt zweifellos eine extreme Bereicherung – beispielsweise der französischen Literatur. Diese Bereicherung bedeutet ein Mehr an Sagemöglichkeiten, an Bereichen, denen sich die Literatur widmet, und an Formen der literarischen Kommunikation. Insofern ist auch mit einem Mehr an Vorbedingungen seitens des Lesers zu rechnen, will er nicht ohne Verständnis bleiben bei den Texten, wo die Sagemöglichkeiten weniger zur Sicherung der Informationsvermittlung, denn zur Sagbarmachung verwendet werden. Dies bedeutet: Öffnung der Verstehens- bzw. der mehr oder weniger verstehenden Aneignungsmöglichkeiten. Gleichzeitig nimmt aber auch die Zahl der Schriften zu, die – teilweise von den Autoren selbst verfasst eben jenes, zuerst »chaotisch« erscheinende Mehr zu erfassen suchen und damit ihrerseits ein Mehr an Ordnung, an Systemhaftigkeit erzeugen, als es vielleicht in den Werken selbst angelegt ist. In dieser Selbstbeschreibung der Literatur spielen zwar die Kritik, der literaturgeschichtliche

Essay oder die poetologische Beschreibung eine verschiedene, doch letztendlich insofern gemeinsame Rolle, als sie der Stabilisierung der Rezeptionsbedingungen dienen. Literarische, journalistische, wissenschaftliche oder sonstige (Meta-)Literatur ist Teil des Systems, das sich auf diese Weise stabilisiert. So kann man beobachten, wie sich nach relativ kurzem Schwanken von wenigen Jahrzehnten einige wenige Invariablen der »Interpretation« herauskristallisieren, bis der Autor oder das Werk gleichsam »verdaut« ist. Erst eine Veränderung des Kontextes bringt möglicherweise eine Sprengung des extrem geordnet und starr gewordenen Systems mit sich, und eine neue Phase der »Auseinandersetzung« beginnt.

Diese Prozesse, die seit den 1960er Jahren von der Tartuer Schule beschrieben werden, kann man mit Lotman (1974) unter Oppositionen wie systemisch-extrasystemisch, eindeutig-ambivalent, Kern-Peripherie; unabdingbar-überflüssig, beschrieben-nichtbeschrieben in den allgemeinen Kontext der Kultursemiotik eingliedern. Worauf es mir hierbei ankommt, ist die dialektische Spannung, die all dem zugrunde liegt. Daher ist es angesichts der Flucht zur »Polyinterpretabilität« nur im Rahmen dieser Kritik mein Anliegen, die Gegenseite in verschiedener Hinsicht zu betonen. Aus dem »Fluchtpunkt Rezeption« muss einer der Brennpunkte der kommunikativen Spannung zwischen den verschiedensten Polen werden, unter denen auch der Autor und der darzustellende Wirklichkeitsausschnitt, die »Sprache« und der Kontext der Kommunikationsgemeinschaft ihre relative Wichtigkeit wiedergewinnen müssen.

Literatur

In den mit * versehenen Arbeiten finden sich umfangreiche Bibliographien zur Rezeptionsforschung.

Bachtin, M.: Literatur und Karneval, München 1969.

Bürger, P.: Probleme der Rezeptionsforschung, in: Poetica 9 (1977), 446-471.

Cervenka, M.: Der Bedeutungsaufbau des literarischen Werkes, München 1978.

Even-Zohar, I.: Papers in Historical Poetics, Tel Aviv 1978.

Eimermacher, K./Kloepfer, R.: Zur Nachkriegsentwicklung der Semiotik in Deutschland, in: Posner, R. (Hg.), Zeitschrift für Semiotik I, 109-132.

Fingerhuth, K. F.: Die Bedeutung der marxistischen Rezeptionstheorie für die Weiterentwicklung einer kritischen Literaturdidaktik, in; Fingerhuth u. a., Deutschdidaktik und Gesellschaftstheorie, Paderborn 1977.

Groeben, N.: Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie, Stuttgart 1972

- Groeben, N.: Empirische Literaturwissenschaft als Metatheorie, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi) 21 (1976), 125-145.
- Groeben, N.: Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft, Kronberg 1977.
- Gumbrecht, H. U.: Soziologie und Rezeptionsästhetik, in: Kolbe, J. (Hg.), Neue Ansichten einer künftigen Germanistik, München 1973, 48-74.
- Gumbrecht, H. U.: Konsequenzen der Rezeptionsästhetik oder Literaturwissenschaft als Kommunikationssoziologie, in: Poetica 7, (1975), 388-413.
- Gumbrecht, H. U.: Besprechung von Iser (1976), in: Poetica 9, (1977), 522-534.
- Gumbrecht, H. U.: Funktion parlamentarischer Rhetorik in der französischen Revolution, München 1978.
- Heuermann, H./Hühn, P./Röttger, B. (Hg.): Literarische Rezeption. Beiträge zur Theorie des Text-Leser-Verhältnisses und seiner empirischen Erforschung, Paderborn 1975.
- Hillmann, H.: Rezeption – empirisch, in: Heuermann u. a. 1975, 113-130.
- Hohendahl, P. U.: (Hg.): Sozialgeschichte und Wirkungsästhetik, Frankfurt 1974.
- Hopster, Norbert (Hg.): Hochschuldidaktik Deutsch, in: Informationen zur Sprach- und Literaturdidaktik, Bd. 20, Paderborn 1979, 129-168.
- Husserl, E.: Cartesianische Meditationen, Den Haag. 1929/50
- Ingen, F. von: Die Revolte des Lesers oder Rezeption versus Interpretation, in: Labrousse (Hg.) 1974, 83-148.
- Iser, W.: Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa, Konstanz 1970, zit. n. Warning (Hg.) 1975.
- Iser, W.: Der implizite Leser, München 1972.
- Iser, W.: Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung, München 1976.
- Jakobson, R.: Linguistik und Poetik (1960), in: Ihwe, J. (Hg.), Literaturwissenschaft und Linguistik II, 1, Frankfurt 1972.
- Janik, D.: Zeichen – Zeichenbeziehungen – Zeichenerkennen. Literatursemiotik für Leser, Preprint 1978.
- Jauß, Hans Robert: Zur Frage der Struktureinheit älterer und moderner Lyrik, in: Jauß 1977a. Seitenzahl?
- Jauß, Hans Robert: Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft, Konstanz 1967, zit. n. Warning (Hg.) 1975.
- Jauß, Hans Robert: Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt 1970.
- Jauß, Hans Robert: Der Leser als Instanz einer treuen Geschichte der Literatur, in: Poetica 7 (1975), 325-344, [1975 a]
- Jauß, Hans Robert: La Douceur du foyer. Lyrik des Jahres 1857 als Muster der Vermittlung sozialer Normen, in: Warning (Hg.) 1975, 401-434 und in Jauß 1977. [1975 b].

- Jauß, H. R.: Racine und Goethes Iphigenie. Mit einem Nachwort über die Partialität der rezeptionsästhetischen Methode, in: Warning (Hg.) 1975, 353-400.
- Jauß, H. R.: Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik 1, München 1977 a.
- Jauß, H. R.: Goethes und Valerys ›Faust‹. Versuch, ein komparatistisches Problem mit der Hermeneutik von Frage und Antwort zu lösen, in: Wortkunst, Zagreb 1977 b: 53-81.
- Kindt, W./Schmidt, S. J.: Motivationen und Aspekte einer empirischen Literaturwissenschaft, in: S. J. Schmidt (Hg.).
- Kloepfer, R.: »Vers libre« - Freie Dichtung. Eine poetische Tradition jenseits von Metrik und linguistischer Poetik? in: Lili 3 (1971), 81-100.
- Kloepfer, R.: Kodierte Formen der Lesermanipulation. Barbey d'Aurevillys »Diaboliques«, in: Sprache im technischen Zeitalter 47 (1973), (STZ), 167-186
- Kloepfer, R.: Poetik und Linguistik, Semiotische Instrumente, München 1975.
- Kloepfer, R.: Komplementarität von Sprache und Bild, am Beispiel von Comic, Karikatur und Reklame, in: STZ 57 (1976), 42-56 und in: R. Posner/H.-P. Reinecke (Hg.), Zeichenprozesse. Semiotische Forschung in den Einzelwissenschaften, Wiesbaden 1977, 129-145.
- Kloepfer, R.: Tendenzen der Literatursemiotik in der Bundesrepublik Deutschland, in: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte (= RZLG) I, 2, (1977), 247-264 und in: T. Borbe/M. Krampen (Hg.), Angewandte Semiotik, Wien 70-94; engl. in PTL 1979. [1977 a]
- Kloepfer, R.: Zum Problem des »narrativen Kode«, in: Lili 27/28 (1977), 69-90. [1977 b]
- Kloepfer, R.: Consommation ou création littéraire. Critique de quelques principes de base, in: Oeuvres et Critiques II, 2 (1977), 39-50. [1977 c]
- *Kroll, W.: Bibliographie deutscher Arbeiten zur Rezeptions- und Wirkungsästhetik, Semiotik der Literatur, Textlinguistik und zur neueren Rhetorikforschung (Auswahl 1967-1977), Nr. 1-126 und vor allem 127-564, in: Wortkunst, Sonderheft (1977), 212-275.
- Kügler, H./Melenk, H.: Wieviel Linguistik braucht ein Student. Vom Nutzen und Nachteil einer linguistischen Poetik, In: Hopstet, N. (Hg.), Hochschuldidaktik Deutsch, Bd. 20, Paderborn 1979, 129-168.
- Kunne-Ibsch, E.: Rezeptionsforschung. Konstanten und Varianten eines literaturwissenschaftlichen Konzepts in Theorie und Praxis, in: Labrousse (Hg.) 1974, 1-36.
- Labrousse, R.: (Hg.), Rezeption - Interpretation. Beiträge zur Methodendiskussion, (= Amsterdamer Beiträge), Amsterdam 1974.
- Link, H.: »Die Appellstruktur der Texte« und ein »Paradigmawechsel in der Literaturwissenschaft«, in: Jahrbuch der Schillergesellschaft 17 (1973), 532-583.
- *Link, H.: Rezeptionsforschung. Eine Einführung in Methoden und Probleme, Stuttgart 1976.

- Lotman, J.: Zur Distinktion des linguistischen und des literarischen Strukturbegriffs, in: A. Flaker/V. Gmežac (Hg.), *Formalismus, Strukturalismus und Geschichte*, Kranberg 1974, 105-120.
- Lotman, J.: *Die Struktur literarischer Texte*, München 1972.
- Lotman, J.: *Aufsätze zur Theorie und Methodologie der Literatur und Kultur*, Kranberg 1974.
- Lotman, J. mit Ouspienski u. a.: *Ecole de Tartu: Travaux sur les systèmes de signes*, Bruxelles 1976.
- Lotman, J. u. a.: *Theses on the Semiotic Study of Culture*, in: Sebeok, T. A., *The Tell-Tale Sign. A Survey of Semiotics*, Lisse 1975, 57-84.
- Maurer, K.: *Formen des Lesens*, in: *Poetica* 9 (1977), 472-498.
- Müller-Michels, H.: *Literatur in Alltag und Unterricht. Ansätze zu einer Rezeptionsgrammatik*, Kranberg 1978.
- Mukařovský, J.: *Die Kunst als semiologisches Faktum*, in: Ders., *Kapitel aus der Ästhetik (1934)*, Frankfurt 1970.
- Mukařovský, J.: *Über Strukturalismus (1946)*, in: Flaker/Zemgac (Hg. s. o. unter Lotman 1974: 86-99).
- Mukařovský, J.: *Studien zur strukturalistischen Ästhetik*, Frankfurt 1977.
- Nies, F.: *Genres mineurs*, München 1978.
- Riffaterre, M.: *Semantic Overdetermination in Poetry*, in: *Journal for Descriptive Poetics and Theorie of Literature (= PTL)* 2 (1977), 1-19.
- * Rothe, A.: *Le rôle du lecteur dans la critique allemande contemporaine*, in: *Littérature* 32, (1978), 96-109.
- Schmidt, S. J.: *Literaturwissenschaft als Forschungsprogramm*, in: *Linguistik und Didaktik* 4 (1970/71), 269-282, 43-59.
- Schmidt, S. J.: *Ästhetik. Philosophische Beiträge zu einer Theorie des Ästhetischen*, München 1971.
- Schmidt, S. J.: (Hg.), *Zur Grundlegung der Literaturwissenschaft*, München 1972. [1972 a]
- Schmidt, S. J.: *Bemerkungen zu einer Wissenschaftstheorie der Literaturwissenschaft*, in: Ders., 1972 [1972b].
- Schmidt, S. J.: *Ist ‚Fiktionalität‘ eine linguistische oder eine texttheoretische Kategorie?* in: Gülich, E. / Raible, W. (Hg.), *Textsorten*, Frankfurt 1972, 59-71. [1972 c]
- Schmidt, S. J.: *Literaturwissenschaft zwischen Linguistik und Sozialpsychologie*, in: *Zeitschrift für germ. Linguistik* 2.1. (1974), 48-80. [1974 a]
- Schmidt, S. J.: *Elemente einer Textpoetik. Theorie und Anwendung*, München 1974. [1974 b].
- Schmidt, S. J.: *Literaturwissenschaft als argumentative Wissenschaft*, München 1975.

- Schmidt, S. J.: Linguistik in der Sekundarstufe II? in: Henrici, G. / Meyer-Hermann, P. (Hg.), Linguistik und Sprachunterricht, Paderborn 1976.
- Schmidt, S. J.: Allgemeine Textwissenschaft. Ein Programm zur Erforschung ästhetischer Texte, in: Linguistische Berichte 12 (1977), 10-21. [1977 b].
- Schmidt, S. J.: Text und Kommunikat. Zum Textbegriff einer Literaturwissenschaft des Deutschen als Fremdsprache, Preprint, Bielefeld.
- Schmidt, S. J.: Zu einer Theorie Ästhetischer Kommunikationshandlungen (knappe Zus. eines Argumentationszs. des 1979 erscheinenden Werkes ›Grundriß einer empirischen Literaturwissenschaft‹), Ms. 1978b.
- Schmidt, S. J.: La communication littéraire,.
- Stempel, W.-D.: Zur literarischen Semiotik M. Cervenkas, in: Cervenka, VII-LIII.
- Stierle, K.: Was heißt Rezeption bei fiktionalen Texten, in: Poetica 7 1975 a, 345-387.
- Stierle, K.: Text als Handlung, München 1975b; insb. die Einleitung.
- Striedter, J.: Einleitung zu Vodicka, in: Vodicka VII-CIII.
- Vodicka, F.: Die Struktur der literarischen Entwicklung, München 1976.
- Warning, R.: (Hg.), Rezeptionsästhetik, München 1975.
- Warning, R.: Rezeptionsästhetik als literaturwissenschaftliche Pragmatik, in: Warning (Hg.), 1975, 9-41.
- Warning, R.: Opposition und Kasus - Zur Leserrolle in Diderots ›Jacques le Fataliste‹, in: Warning (Hg.), 1975, 467-493.
- Warning, R.: Hermeneutik, Semiotik und Rezeptionsästhetik, in: RZLG 1, (1977), 126-131.
- Wellek, R.: Zur methodischen Aporie einer Rezeptionsgeschichte, in: Kosellek/Stempel (Hg.), Geschichte - Ereignis und Erzählung, München 1973, 515-517.